



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

I. Zur Geschichte der deutschen Philologie

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

I.

Zur Geschichte
der deutschen Philologie

Zur Geschichte
der deutschen Pädagogik

Antrittsrede

am Leibniztag der Preussischen Akademie der Wissenschaften

1932

Es ist eine junge Wissenschaft, die ich als Germanist zu vertreten habe, und ihre Geschichte ist noch leicht zu überschauen. Sieht man aufs Ganze, so unterscheidet vielleicht nichts so sehr die letzte Epoche dieser Wissenschaft von ihren Vorläufern wie die Tatsache, daß neben die individuelle Arbeit die kollektive getreten ist, mehr und mehr Kräfte an sich zieht, mehr und mehr Arbeitsfelder erobert. Wo früher ein einzelner schuf, drängt das Sammelwerk sich vor, greift Institutsarbeit ein, die in manchen germanistischen Bezirken schon die Formen des wissenschaftlichen Großbetriebes angenommen hat. Teilung des Arbeitsgebietes und Begrenzung des Arbeitsraumes für den einzelnen sind die notwendige Folge. Werke wie Jacob Grimms Deutsche Grammatik, Schmellers Bahrisches Wörterbuch, Goedekes Grundriß, Servinus' Literaturgeschichte könnten, von anderem abgesehen, auch deshalb heute nicht mehr entstehen, weil man Aufgaben solcher Spannweite grundsätzlich als Felder für Gemeinschaftsarbeit ansehen würde. Die Erfolge unserer germanistischen Arbeitsorganisationen, oder doch mancher von ihnen, sprechen für sich. Es ist nicht nur die Materialbeschaffung und damit die Sicherung von Erkenntnisfundamenten, was dem wissenschaftlichen Großbetrieb in einem Umfang möglich ist wie niemals einem einzelnen; manche unserer germanistischen Forschungsinstitute haben sich als Keimstätte neuer Erkenntnisse und Betrachtungsweisen von grundlegendster Bedeutung erwiesen, die ohne diesen Mutterboden nicht denkbar gewesen wären. Aber wie jeder Gewinn bezahlt werden muß, verlangt auch dieser neue Weg wissenschaftlicher Arbeit seine Opfer; und alle haben an ihnen teil, die in die Organisation eingespannt sind, die Leitenden wie die Geleiteten. Zeit und Raum für die freie schöpferische wissenschaftliche Arbeit wird beengt, dem einen wie den andern; eine Verbeamtung wissenschaftlicher Arbeit droht, die ihrem Wesen gar nicht gemäß ist; die Prüfung, die in eigener Aufgabenstellung liegt, die Freude eigenen Suchens und Findens, die Nötigung, ganz auf sich gestellt einen wissenschaftlichen Gedanken zu verwirklichen, der Reiz gelehrter Ausbreitung über weitere Räume, all das sind Lebenselemente wissenschaftlicher Arbeit, die in ihrer persönlichkeitsbildenden Kraft beeinträchtigt werden können, wo organisierte und geteilte Arbeit Platz greift. Es hat seine Bedeutung, daß — bei uns Germanisten wenigstens — die junge idealistische Forschungsrichtung, die eine sehr individualistische ist, mit einer gewissen Abwehr den Formen der wissenschaftlichen Großarbeit gegenübersteht, wie die vorige Generation sie geschaffen hat, eine Abwehr gewiß nicht nur aus

mangelndem Opfersinn, sondern aus Sorge um den wissenschaftlichen Menschen.

Es ist der Brauch der Stunde, daß ich von mir selber spreche — ich habe eben schon manches von mir selber gesagt. Wenn ich in meinen jungen Jahren schon Rückschau halten darf auf meine bisherige Arbeit, so ist dies ihr Hauptkennzeichen, daß sie sich guten Teils, nach außen hin wenig sichtbar, geführt oder führend auf den Wegen organisierter wissenschaftlicher Arbeit bewegt hat. Ich war noch Student, als mich Noethe zu seinem Gehilfen bei dem großen akademischen Quellentwerk der Deutschen Texte des Mittelalters machte, denen ich später auch in selbständiger Editionsarbeit diente. Über mehr als zehn Bände der Reihe, darunter die schwierigsten und umfanglichsten, erstreckte sich unsere gemeinsame kritische Arbeit, bei der die Korrekturbogen immer wieder hin und zurück gingen, manchmal ganz besät mit Vorschlägen, Einwänden, Erörterungen, aus denen schließlich die Textgestalt erwuchs. Diese Arbeit ist, obgleich gerade für den Anfänger eine gewaltige Belastung, philologisch meine hohe Schule geworden. Aber die Deutschen Texte des Mittelalters sind nicht das einzige Band, das mich sozusagen seit meinen wissenschaftlichen Kinderschuhen an die Akademie knüpft. Ich war noch junger Doktor, als mich Noethes Vertrauen als Mitarbeiter an das Deutsche Wörterbuch berief, kurz nachdem er ihm die neue Arbeitsform gegeben hatte, von der er hoffte, daß sie in längstens zwei Jahrzehnten das große nationale Werk zum Ende bringen werde. Nun hat nach abermaliger Reorganisation das Vertrauen der Akademie mich in die Leitung des Werkes berufen, und sie hofft mit mir, vielleicht begründeter als ehemals, daß in weniger als zwei Jahrzehnten der Schlüsselstein gelegt sein möge. Noch auf einem dritten Felde habe ich versucht, der organisierten Arbeit der Akademie zu dienen. Mich hat in den Bezirken der Sprachwissenschaft seit je die Mundartenkunde besonders angezogen, zumal seit ich am Deutschen Sprachatlas gelernt habe, welche Aufschlüsse sie für die deutsche Sprachgeschichte und die allgemeine Sprachwissenschaft zu geben berufen ist. Und als ich in Münster meine erste ordentliche Professur antrat als Nachfolger eines Heimatforschers vom Range Franz Jostes', sah ich es als eine meiner Hauptaufgaben an, dem Plan eines großen Westfälischen Wörterbuches, der von ihm stammt, die sachgemäße und durchführbare Gestalt zu geben, und habe das Werk dem Kreise der gleichgerichteten Unternehmungen der Akademie angeschlossen. Möchte es einmal, als exemplarisches Werk, die niederdeutsche Wortkunde würdig neben den übermächtigen Dialektwörterbüchern des deutschen Südens vertreten! In Münster habe ich zwei zusammenfassende und prinzipielle Darstellungen über Teilgebiete der Volkskunde, über die Mundart und das Volkslied geschrieben; in Westfalen war die rechte Lust dazu. Als ich nach Berlin zurückkehrte, war es wieder ein organisatorisches Werk, und nun eins von den größten Maßen, das mich stark mit Beschlag belegte, der Atlas der deutschen Volkskunde. Ich bin in dies von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ins Leben gerufene Werk nicht zuletzt deshalb eingetreten, weil sich mir hier ein Weg zu öffnen schien, um zugleich einem der dringendsten Bedürfnisse der deutschen Sprachwissenschaft Genüge zu tun, dem Deutschen

Wortatlas nämlich, den schon Goethe in seinen Aufsatz der großen germanistischen Gemeinschaftsarbeiten einbezogen hat. Kein Zweifel, daß die große, das gesamte deutsche Sprachgebiet bis tief ins Auslandsdeutschum hinein übergreifende Organisation des Deutschen Volkskundeatlas das gegebene Instrument ist, auch diese andere sehr empfindliche wissenschaftliche Lücke zu schließen.

Man hat mich auf Grund von solcherlei Bemühungen gelegentlich als Volkskundler abgestempelt. Aber ich habe als Literaturhistoriker begonnen und denke als Literaturhistoriker fortzufahren. Mein erstes Arbeitsfeld war die Dichtung des Deutschen Ordens, bald nach 1300, mein zweites die Dramen des Thomas Naogeorgus, des bedeutendsten neulateinischen Dramatikers aus Luthers Zeit. Damit sind etwa die Grenzen des Zeitalters bezeichnet, in dem ich mich wissenschaftlich angesiedelt habe, soweit der Philologe von einem festen Wohnsitz sprechen darf. In diesen Zeitraum gehört auch mein letztes größeres Buch, das an der Hand der deutschen und außerdeutschen Geißlerlieder das geistliche Volkslied des Mittelalters untersucht, soziologischen und stilkritischen Gesichtspunkten folgend, die mir besonders am Herzen liegen. Wenn ich im Organisatorischen das Werk Gustav Goethes aufzunehmen und auszubauen habe, so trete ich mit meinen eigenen Arbeiten auf einen Boden, auf dem sich meine Wege mit denen Konrad Burdachs getroffen haben und noch öfter treffen werden.

Akademien sind die gegebenen Pflanz- und Pflegestätten wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit; das ist ihre zentrale Aufgabe. Ich glaube nicht zu irren, meine Herren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht zuletzt zu solchem Werk in ihren Kreis berufen haben. Ich danke Ihnen für diesen Ruf; als Preuze nach Blut und Glauben bin ich das Dienen gewohnt. Aber Akademien bedeuten auch die Repräsentation vorbildlicher wissenschaftlicher Persönlichkeiten, vorbildlich vor allem in der schöpferischen Leistung; und gerade die Germanistik innerhalb der Berliner Akademie repräsentiert ungeheuer viel, von ihren Gründern Jacob Grimm und Karl Lachmann her bis auf den unvergeßlichen Gustav Goethe, den ich als meinen Lehrer verehere. Es sind mancherlei Gaben und Kräfte, aber es ist ein Geist, recht spürbar ein Geist, den die große Berliner Germanistik geprägt hat. Ich darf mich nicht in ihre Reihe stellen, aber ich darf versichern, daß ich mir bewußt bin, welches Erbe an wissenschaftlicher Gesinnung und wissenschaftlichem Charakter ich mit zu hüten habe.

Jacob Grimm

Festvortrag in der Preussischen Akademie der Wissenschaften

am 4. Januar 1935

Den Brüdern Grimm ist widerfahren, was nicht oft einem Gelehrten widerfährt: ihr Name ist ins Gedächtnis des ganzen deutschen Volkes eingegangen und wird nicht leicht untergehen. Die 'Kinder- und Hausmärchen' gehören zu den unverlierbaren Gütern des Fortes unserer nationalen Überlieferung, wenn auch der Name Grimm, der an ihnen hängt, den meisten nicht mehr ist als ein lieber, heimlicher, erinnerungsvoller Klang. Aber auch für den, der die wissenschaftliche Leistung dieses Brüderpaares kennt und ihren Ertrag für unser Volk überschlägt, hat es seinen tiefen Sinn, wenn die Anfänge dieser gemeinschaftlichen Entdeckungsfahrt von einem Werke wie den Kinder- und Hausmärchen überstrahlt sind. Das gilt vor allem aufs Innere gesehen. Denn die Antriebe und Ziele dieser Sammlung, die ein Volksbuch sein wollte und zugleich ein tiefgreifender wissenschaftlicher Versuch, werfen ihren Schein auf das ganze Lebenswerk der Brüder Grimm. Es gilt aber auch, wenn man sich das Äußere dieses Lebensweges vergegenwärtigt. Wie nach einem weisen Plan, von gütiger Hand geleitet, ist in notwendigen Stufen ihr Weg zum Ziel geführt worden. Dieser Aufstieg, der aus bescheiden-bürgerlicher Enge, ja Karglichkeit zu Glanz und Ruhm führte, ohne der Schlichtheit des Sinnes und des Lebens Abbruch tun; diese Bruderschaft, die in den Schuljahren buchstäblich Tisch und Bett teilte, und die durch ein langes Leben Schulter an Schulter blieb, in Gemeinschaft der Arbeit, des Daches und der Habe, auch zum Schluß nur durch die Wand eines Zimmers getrennt; und endlich die Wesenheit beider Brüder, namentlich des älteren, in dem sich ein stürmender Geist und ein sehr männlicher Wille verband mit der Unbefangenheit, ja Unschuld eines Kindes — über all dem liegt für uns wirklich der Zauber einer andern Welt.

Jacob Grimm ist in die Romantik hineingeboren worden; und man muß dem Wort Romantik sehr viel auch von den Gefühlstönen geben, die wir mit ihm verbinden können, wenn man ermessen will, was für Jacob Grimm und seinen Bruder das Generationsgeschick der Geburt bedeutete. Nicht alle Wendungen, aber gerade die frühen und ausschlaggebenden Entschlüsse im Leben Jacob Grimms stehen unter solchen Wirkungen. Er hat es in späterer Rückschau als entscheidend für sein Leben und für seine Wirksamkeit hingestellt, daß sein Vater ihn zur Rechtswissenschaft bestimmt hatte, und begründet das sehr eigen. Dieser väterliche Entschluß, meint er, habe ihn davon abgehalten, sich der klassischen Philologie enger anzuschließen, 'wozu wohl Trieb und Anlage in ihm gewesen wäre'; so konnte sich unmerklich und ungehindert die

Neigung in ihm entfalten, alle Kräfte an vaterländische Studien zu setzen. Eine Neigung also, wie sie in der späteren, der Heidelberger Romantik so vielfältig sich Bahn gebrochen hat. Weiter: ein romantischer Entschluß war es, wenn Jacob Grimm als Dreißigjähriger die Laufbahn des rechtskundigen Staatsbeamten, die ihn bereits auf nicht aussichtslose Posten geführt hatte, endgültig an den Nagel hing, um sich als bescheidener Bibliothekar an der kurfürstlichen Bibliothek in Kassel in das vaterländische Altertum ungestört zu vergraben. So darf man wirklich sagen: denn der Dienst beanspruchte nur drei Stunden am Tag, und auch die gehörten gutenteils ihm selbst. Als romantischen Entschluß kann man es vielleicht auch noch bezeichnen, wenn Jacob Grimm 1816 den Ruf auf eine Professur nach Bonn ausschlug, um seiner Liebe ganz treu bleiben zu können. Es war das eine der folgenreichsten Entscheidungen im Leben Jacobs. Denn sie sicherte ihm die anderthalb schöpferischen Kasseler Jahrzehnte, in denen seine Arbeit Grund gewann und die Fundamente seines Lebenswertes gelegt wurden. 1830 kam ja dann doch die Professur an der Göttinger Universität, belastet mit einer sehr viel anspruchsvolleren Bibliothekarstätigkeit und jäh abgebrochen durch den bekannten Protest der Göttinger Sieben. Diesem Schritt wird man, was Jacob Grimm anlangt, nicht gerecht, wenn man in ihm eine Tat des aufbegehrenden politischen Liberalismus sieht. So hat die Zeit ihn freilich verstanden und gefeiert. Aber für Jacob Grimm stand vor dem Politischen das rein Menschliche des Eid- und Treubruches; und wieder sind in seiner Rechtfertigungsschrift 'Über meine Entlassung' die romantischen Töne nicht zu überhören. Die Entlassung wurde die Schwelle zum letzten Aufstieg. Von 1841 an hat Jacob Grimm im Schoße der Preussischen Akademie der Wissenschaften gewirkt, durch mehr als zwei Jahrzehnte, von Amtspflichten nicht beschwert, nun wieder unter Schaffensbedingungen ähnlich denen der gesegneten Kasseler Jahre.

Und jeden Schicksalswechsel hat der Bruder Wilhelm treulich mit Jacob geteilt, im Range immer um eine Stufe zurück. Es wäre unrecht, und Jacob würde es kaum billigen, wenn wir nicht auch des Bruders heute gedächten. Aber trotz der Enge des äußeren Nebeneinanders, an der auch Wilhelms Eheschließung nichts änderte, man darf Wilhelm ebensowenig zu einem Genossen des Bruders machen wie zu seinem Gehilfen. Das täte ihnen beiden unrecht. Die Bezeichnung der 'Brüder Grimm', an die wir gewöhnt sind, weckt da doch falsche Bilder. Sie haben zwar eine ganze Reihe von Schriften unter diesem Verfassertitel erscheinen lassen, aber doch wesentlich in den ersten schwärmenden Jahren bis zu den 'Deutschen Sagen' von 1816. Als sich die wissenschaftliche Art bei beiden zu festigen begann, arbeitete jeder für sich. Jacob hat es gelegentlich selbst bekannt, daß ihre großen und grundlegenden Werke zwar Tisch an Tisch entstanden seien, aber ohne daß einer von des anderen Arbeit viel wußte: 'Seltsam, so lieb wir uns haben und stets in völliger Gemeinschaft leben, vereinsamen wir im Studieren und Bücherschreiben'. Ja, Jacob hat sogar eine Art von gegensätzlicher Anlage der wissenschaftlichen Persönlichkeit bei sich und dem Bruder festgestellt. Seine Art, sagt er, sei aufs Erfinden, die des Bruders auf ruhiges sicheres Insichausbilden gestellt gewesen. Den tiefen Unterschied des 'Grammatikers' und des 'Philologen' hat er in sich und dem

Bruder beispielhaft ausgeprägt gesehen. Erst spät, beim Deutschen Wörterbuch, haben sie sich wieder zu einem gemeinsamen Werk zusammengefunden; aber sehr bezeichnend heißt es auf dem Titelblatt: 'Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm'. Es war kein Miteinander der Arbeit, sondern ein Nebeneinander, dem es an Spannungen nicht gefehlt hat. Und trotzdem hat Jacob dem Bruder in einer Widmung gesagt, daß er all seine Bücher eigentlich nur für ihn geschrieben zu haben glaube, da kein anderer sie so rein aufnehme. Das ist es. Es lag in dieser wissenschaftlichen Bruderschaft, die in der Gelehrtengegeschichte nicht ihresgleichen hat, schon etwas von der Ergänzung einer Ehe. Wilhelm Grimm, eine empfängliche und aufnehmende Natur, zart, fein, gesellig, musikalisch, in ästhetischen Dingen dem Bruder erheblich überlegen, und auf der anderen Seite auch praktisch, vorsorglich und fürs Wirtschaftliche aufkommend, bot dem schaffensmächtigen, sich ausströmenden Bruder den äußeren und vor allem den seelischen Rückhalt, den der Ehe-lose nötig hatte, in dessen Leben (das ist nun freilich nicht romantisch) Frauen nie eine Rolle gespielt zu haben scheinen.

Man braucht bei Jacob Grimm auch die Folie des äußeren Lebens mit seiner stillen Bürgerlichkeit, seinen Gemütsstönen, seiner inneren Wärme, um sein Schaffen in seinen Gegenständen, seiner Entfaltung und (was bei ihm sehr viel bedeutet) in seiner Gefühlslage richtig zu würdigen. Der Begriff des Romantischen bekommt nun, auf die wissenschaftliche Leistung angewendet, seine tieferen Gehalte. Wir sehen die geschichtliche Leistung Jacob Grimms darin, daß er die philosophisch-spekulative, vom Allgemeinen her das Einzelne deutende Betrachtungsweise der Romantik überwand und sie ersetzte durch die historische, die den umgekehrten Weg geht. Dies Urteil ist unberrückbar, und Jacob Grimm selbst hat es bestätigt. Aber er hat sich dagegen gestraubt, daß eine scharfe Grenze zwischen idealer und realer Forschung oder gar zwischen philosophischer und historischer Schule gezogen werde, und hat von sich bekannt, daß er sich keiner von beiden allein zugehörig fühle. In der Tat, die Einheit der romantischen Persönlichkeit geht durch das ganze Lebenswerk von Jacob Grimm, mit all ihrem Glanz, aber auch mit ihrer Problematik; und das Wunder dieses Lebens liegt gerade darin, wie die Elemente sich mischten. Es geht wie in Wellenschlägen durch Jacob Grimms Werk. In seinen männlichsten und fruchtbarsten Jahrzehnten beherrscht das 'Reale' und 'Historische' die Arbeit seiner Gedanken und das äußere Bild seines Schaffens. Aber der tiefe Grund blieb unverändert, und aus ihm brach es immer wieder nach oben durch.

Jacob Grimms große Grundkonzeptionen liegen in seinen zwanziger Jahren. Sie sind durch und durch romantisch, und er ist ihnen niemals untreu geworden. Von einem kulturphilosophischen Apriori geht Jacob Grimm aus. In einer großen Dreiheit versteht er den Weltablauf, die uns unmittelbar denken läßt an jene Herderschen Ideen von der Kindheit, dem Mannes- und Greisenalter der Welt. Diese Dreiheit verwirklicht sich ihm ebenso in der Sprache wie in der Vorstellungsweise wie im gesamten Überlieferungsgut des Volkes. Mythos, Epos und Geschichte, so stuft er die Dreiheit in frühen programmatischen Äußerungen ab, wobei diese vieldeutigen Begriffe freilich

ihren besonderen Sinn zugewiesen erhalten. 'Mythus' ist die zeitlose Zeit der menschlichen Anfänge, jenes Uralter, in dem die Romantik die Ursprache ansiedelte und die Urmythe, in dem sich alles Sinnen und Dichten der Menschheit in der ursprünglichen gottnahen Einheit zusammenfand. Und 'Epos' ist das Zeitalter, wo die Menschheit sich in ihre Zweige zerlegte und diese Zweige in Tat und Dichtung ihre Jugend erlebten, etwa für die Griechen die Zeit Homers. Dieser Begriff des Epos ist einer der wichtigsten für das ganze Lebenswerk Jacob Grimms, freilich auch einer der schillerndsten; er hat ihn nie scharf und eindeutig bestimmt, weil er sich schwer bestimmen ließ. Diese epische Zeit der Völker ist nicht näher abgrenzbar; sie reicht bei jedem Volk so lange, wie es jugendlich bleibt, das heißt frei von Einflüssen der Kultur, der Fremde, künstlicher Bildung. Diese epische Zeit denkt sich Jacob Grimm ganz durchtränkt mit dem, was er 'Sage' nennt; darunter versteht er alles Überlieferungsgut, das geformt oder als Rohstoff innerhalb des jugendlich-naturhaften Volkes hin und her gegeben wird, namenlos, herrenlos, ursprunglos. Und das ist die 'Poesie', die eigentliche Poesie, der gegenüber alle Kunstichtung nur mehr oder minder blassere Altersformen darstellt. So ergibt sich für Jacob Grimm ein großer Dreiklang, oder sagen wir lieber ein Einklang, weil nämlich die Elemente miteinander tauschen können. Sage, das ist das ungeformtere Überlieferungsgut, Epos ist das geformtere (nicht nur erzählende Dichtung, auch Lieder gehören in diesem Verstand zum Epos), und Poesie sind sie beide gleich.

Es bedarf keines Wortes, wie stark diese Ideen verflochten sind mit den Spekulationen der Romantiker und ihrer Vorläufer Hamann und Herder. Aber auch der Abstand Jacob Grimms ist deutlich. Die romantische Kulturphilosophie, die Görres, Creuzer, Ranke suchten den Mythus, Jacob Grimm suchte das Epos und hat es sein Leben lang gesucht: 'Die Poesie, das Epos ist nun gerade diese nährenden Mitte, diese irdische Glückseligkeit, worin wir weben und atmen, dieses Brot des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart (die Geschichte, eine vergangene Gegenwart), enger und eingeschränkter als die Offenbarung (der zeitlose Ursprung)'. Er hat das Epos gesucht deshalb, weil es ihn zu der starken, unschuldsvollen Jugend des eignen Volkes zurückführte. 'In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter singen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unsere Lieder, sozusagen um unsere weibliche Freude am Leben bringen und sollen daher, wenn wir das Allgemeine und Ewige begründen wollen, das Besondere, Vaterländische, Häusliche in der Tat unangetastet ruhen lassen'. Das ist die zeitlich und persönlich bestimmte Ausgangsstellung Jacob Grimms, und es ist seine Grundposition geblieben.

Hinzufügen muß man, daß Jacob Grimm 'Epos' und 'Sage', nunmehr nicht als Zeitalter, sondern im gewöhnlichen Sinn als Überlieferungsgut verstanden (also Homer bei den Griechen, Nibelungen bei uns) hineingreifen ließ ins Mythisch-Göttliche wie ins Geschichtlich-Menschliche; auch insofern hält Epos oder Sage eine Mitte. Und um ihnen gerecht zu werden, mußte Jacob Grimm auch in jene erste Ära hinüberlangen, wo alles Getrennte sich noch in einem zusammenfand, wo alle Sprachen zusammenrannen,

wo, wie er einmal gefährlich gesagt hat, alle Wörter in einem einzigen aufgingen. Immer aber blieb das Unterscheidende gegenüber romantischer Phantastik ähnlichen Schläges, daß Jacob Grimm ausging vom Epos, das heißt vom Heimischen, und abzielte auf die Jugend und Poesie des eigenen Volkes.

Die schwärmenden Anfänge Jacob Grimms haben als köstlichste Frucht die 'Kinder- und Hausmärchen' getragen. Die Sammlung war und sollte sein ein Geschenk an das deutsche Volk; aber nach ihren Ursprüngen war sie ein Niederschlag romantischer Wissenschaft. Das Märchen, das war Sage und Poesie in einem, herüberhallend aus der epischen, zurückgreifend bis in die mythische Zeit. Wie Splitter eines zersprungenen Edelsteins sah Jacob Grimm das Mythische aus dem Märchen herausleuchten. Und genau so wie die Sammlung der deutschen Märchen muß ein anderes Frühwerk verstanden werden, die Sammlung der 'Deutschen Sagen'. War es bei dem Märchen mehr die mythische, so war es bei den Sagen mehr die geschichtliche Richtlinie des vielgepriesenen Epischen, die die Liebe und den Forschungsdrang anzog. Diese schwärmenden Anfänge Jacob Grimms haben aber auch sehr andere Früchte getragen, da nämlich, wo er vom bloßen Sammeln und Ausbreiten zum Deuten überging. Der ja auch heute wieder sehr zugkräftigen Irminsäule hat der junge Jacob Grimm ein kleines Buch gewidmet, das sozusagen die praktische Probe auf sein Exempel von Mythos, Epos und Geschichte machte. Hier tut sich ein ebenso verwegenes wie haltloses Kombinieren auf, das Irmin und Hermes vereinigt, das seinen Weg findet von den Irminsäulen zu den Rolandsbildern, zu den griechischen Hermen und zu den ägyptischen Pyramiden, um schließlich (und keine Liebe kann dagegen helfen) zu versinken im Gewoge der mythischen Ära, nicht anders als es den Ranne und Kreuzer auch ergangen war.

Es ist eine Wendung, die nur aus dem Geheimnis der Genialität verständlich wird, wenn Jacob Grimm wenige Jahre nach solchen Anfängen mit dem ersten Band seiner 'Deutschen Grammatik' hervortrat, diesem Werk, das recht eigentlich das Fundament der wissenschaftlichen Kunde vom Deutschtum geworden ist. Das Buch ist viel mehr, als der Name 'Grammatik' ahnen läßt. Es ist in Wirklichkeit die erste und bis heute grundlegende Geschichte des ganzen germanischen Sprachstammes. Schon das Äußere dieser Leistung hat etwas Märchenhaftes, die mit einem ungeheuren Sammelfleiß und einer noch viel größeren Kombinationskraft das Gefüge der germanischen Sprachen aufrüstet, von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart, aus einer großen Entdeckung immer in die andere fallend. Aber betroffener fast steht man vor dem menschlichen Bilde dieses Romantikers, der beinahe von heute auf morgen die Kraft und den Entschluß fand, streng, induktiv, geduldig Stein an Stein zu fügen und sich von der Beobachtung leiten zu lassen, weil ihm aufging, daß die unbeschwerte Spekulation, selbst bei richtigen Grundannahmen, unfehlbar in die Irre führen müsse. Und wenn man auch alles in Anrechnung bringt, was an Vorbild und Lehre von Savigny, was an Vorarbeiten und Anregungen von Bopp und Rast, was an kritischer Hilfe von August Wilhelm Schlegel, was an methodischem Beispiel späterhin besonders von Karl Lach-

mann kam, es bleibt bei diesem rudartigen Wechsel, bei diesem leidenschaftlichen Ergreifen des Historischen und Objektiven etwas von dem seelischen Wunder, in dem eben die Größe der Persönlichkeit liegt. Nun ist für Jacob Grimm der methodische Standpunkt gewonnen. Er schreibt die 'Deutschen Rechtsaltertümer', den 'Reinhart Fuchs' mit seinen Untersuchungen zur Tierfage, er schreibt vor allem seine 'Deutsche Mythologie'. Wilhelms 'Deutsche Heldensage', methodisch deutlich vom Bruder befruchtet, reiht sich an. Und fast jedes dieser Bücher bedeutet die wissenschaftliche Grundlegung eines Teilbezirkles der Germanistik. All diese wegweisenden Werke Jacob Grimms zeigen die gleiche Grundhaltung: sie spekulieren nicht mehr, uferlos, ins Blaue hinein, sondern sie öffnen Quellen, um die Dinge selber reden zu lassen. 'Sich beschränken tut jeder Arbeit wohl.' 'An der genauen Ausföhrung liegt jedoch eben die Hauptsache.' Das sind Bekenntnisse des neuen Jacob Grimm.

Natürlich ist mit der neuen Sehweise der alte Grund nicht verlassen; so ändert der Mensch sich nicht. Jacob Grimm bleibt der Romantiker, der er nach der Anlage seines Wesens war. Gerade das ist das große Schauspiel, wie das romantisch-ideale und das historisch-rationale Prinzip in ihm verschmolz, und wie erst aus dieser Verbindung die tiefere Fruchtbarkeit entsprang. Nicht das Objektive an sich, sondern (um ein schönes Wort Jacobs zu gebrauchen) die 'objektive Begeisterung' hat seinem Lebenswerk seine Fülle und seine Zeugkraft gegeben. Selbst die Deutsche Grammatik ist in ihren Gründen ein romantisches Werk. Denn was sie hervortrieb, war doch nicht bloß das Bedürfnis nach Ordnung, Klarheit, Sicherheit des Wissens, sondern die Lust, dem schaffenden Sprachgeist nachzuspüren, wo ihm frühere Grammatiker mit Norm und Regel Gewalt antaten. Man muß Jacob Grimms Sicht der Sprache deuten aus seiner Sicht des Epos. Wie er von dem Epos meinte, daß kein einzlner es gedichtet habe noch dichten könne, sondern daß es aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervorgehe, genau so war ihm auch die Sprache die lebendige, selbstwachsene, ehrfurchtswürdige, durch fremde Eingriffe nur zu verderbende Urstimme des Volkes. Es ist die romantische Andacht vor dem Werden, der Natur, dem Göttlichen, die bei diesem Werk, wie bei Jacob Grimms historischer Sehweise überhaupt, Pate gestanden hat. Aber gerade weil Jacob Grimm die Sprache so sah, wie er das Epos sah, gewann diese wunderbare Grammatik auch äußerlich, was Stoffauswahl und Schwergewichtsverteilung anlangt, eine stellentweise zum Greifen romantische Gestalt. Die ganze Liebe Jacob Grimms liegt bei der *a l t e n* Sprache, das heißt bei der jugendlichen, schöpferischen Zeit unseres Volkes. Zwei starke Bände sind an die Wortbildung gesetzt. Das bedeutet: wie der Sprachgeist selber läßt Jacob Grimm nach den großen Gesezen, die er gefunden hat, den Schöpfungsprozeß sich vollziehen; er tut, darf man sagen, die Schöpfungsarbeit des Sprachgeistes noch einmal. Und innerhalb der Wortbildung hat ihn nichts so gefesselt wie das, was sinnenhaft-poetisch zu fassen war, also etwa der ganze Reichtum an schwellenden Wortzusammenfegungen innerhalb der altgermanischen Dichtung. Seiten hindurch breitet er diese schönen vollen Bildungen aus, ohne sich daran zu stoßen, daß ihm die

Grammatik unter den Händen zur Poetik wird. Vielleicht erklärt es sich von solchen Voraussetzungen aus auch, daß die Grammatik Stückwerk blieb: mit der Syntax ist Jacob Grimm nicht fertig geworden. Der tiefere Grund könnte sein, daß das logisch-konstruktive Element der Syntax Jacob Grimm nicht so lag wie das, was in der Sprache plastisch und poetisch zu greifen war. Durch diese wundersame Grammatik geht eine heimliche Musik, und es ist romantische Musik: es ist der Einklang von Volk und Sprache, Epos und Poesie, so wie Jacob Grimm die Begriffe versteht. In der Vorrede des ersten Bandes steht der Satz: 'Vor 600 Jahren hat jeder gemeine Bauer Vorkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, das heißt täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen.'

Nicht anders sind, auf den seelischen Quellpunkt gesehen, die anderen grundlegenden Werke Jacob Grimms zu beurteilen. An den Rechtsaltertümern zog ihn an, daß er in diesem Überlieferungsgut wieder den Einklang von Volk, Natur und Poesie hörte: 'Die Weistümer verhalten sich zu den Stadtrechten wie zu den höfischen Liedern die Lieder des Volkes'. Die Deutsche Mythologie ist methodisch ganz etwas anderes als die mythologischen Erstlinge Jacob Grimms: 'Die Mythen müßten wie die Sprachformen gestellt und untersucht werden' heißt schon 1820 das Leitwort, das fünfzehn Jahre später dem Buch hätte vorangesezt werden können. Aber dem Triebe nach ist es noch immer ein Griff nach dem jugendlichen Volke und seiner Poesie. Und der Reinhart Fuchs zeigt am unverhülltesten das Fortleben alter Grundmeinungen. Das ist der Sinn dieser überkühnen Rekonstruktion eines weitverzweigten altgermanischen Tierepos, daß sie einen Auschnitt aus jener Ära des 'Epos' gegenständlich vor uns auszubreiten versucht. Daß dieser gewaltige Kopf bei all der schrittweise ansteigenden, sauber beobachtenden und vergleichenden Arbeit, zu der der Mann sich geläutert hatte, seinen wissenschaftlichen Aberglauben (so möchte man's fast nennen) nicht verlor, das gibt nicht nur seinem Bilde den bezaubernden menschlichen Reiz, sondern es gibt auch seinem Werk eine Wärme, in der eigene Triebkräfte stecken.

Es ist nicht leicht zu sagen, welches wissenschaftliche Gesicht der Altersabschnitt Jacob Grimms gewonnen haben würde, wenn ihm das freie Wachstum der früheren vergönnt geblieben wäre. Aber dieser Altersabschnitt steht ganz im Schatten eines Werkes, das von außen an Jacob Grimm herangetragen wurde und zu dem er griff, weil es ihm in der Unsicherheit, die durch die Entlassung nach dem Göttinger Protest über sein Leben kam, einen festen Halt gewähren sollte. Es ist das 'Deutsche Wörterbuch'. Im Jahre 1838 begannen die Vorarbeiten und die Sammlungen für das große Werk. 1852 erschien die erste Lieferung, und 1863 ist Jacob Grimm gestorben, über dem Worte 'Frucht'. So blieb das Wörterbuch ein Torso von drei Bänden und ist auch heute mit seinen vierzehn fertigen und ebensoviel nahezu oder halb fertigen Bänden noch nicht beendet. Dieser riesenhafte wissenschaftliche Bau, an dem in den folgenden Jahrzehnten eine Vielzahl immer neuer Hände gearbeitet hat, ist vergleichbar allein einem mittelalterlichen Dom, an dem Generationen gebaut haben, mit sich veränderndem, aber nicht immer ver-

besserndem Geschmack und Können, immer weiter ausladend, mit immer neuem Aufwand, aber auch mit immer neuen Stockungen und Unterbrechungen. Um die Jahrhundertwende war das Wörterbuch am Erliegen. 1908 wurde endlich, leider viel zu spät, die Sorge für das Werk der Preussischen Akademie der Wissenschaften übertragen. Der Krieg und die Nachkriegszeit brachten eine neue Krise. Aber heute können wir die bestimmte Zusage geben, daß das große nationale Werk in acht Jahren vollendet ist, wenn uns die staatliche Hilfe unvermindert erhalten bleibt.

Sieht man Grimms Wörterbuch auf Anlage und Methode hin an, so ist das Zwiestrebige wieder mit Händen zu greifen; und auch die Schwächen sind nicht zu verkennen, die aus dieser Zwiestrebigkeit erwachsen mußten. Die wissenschaftliche Größe und Fruchtbarkeit des Planes lag darin, daß hier der Wortschatz unserer Sprache nicht in einer regelgebenden, sondern in einer geschichtlichen Darstellung und Betrachtung ausgebreitet werden sollte; das war die neue Sicht. Jacob Grimm aber suchte das Unterscheidende seines Wörterbuches gegenüber anderen Versuchen auch darin, daß er das 'poetische und naive Element' der Sprache ans Licht hob. Da fallen wieder die romantischen Stichwörter. Der Widerspruch ist nicht überwunden, der darin liegt, daß ein historisches Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache solchen Zeitbegriffen wie 'naiv', 'poetisch', an anderer Stelle heißt es gar 'idyllisch', folgt. Aber man wird mehr als entschädigt dadurch, daß noch einmal der ganze Reichtum, die ganze Schaukraft und die ganze Liebe dieses einzigartigen Menschen aus dem Werke spricht. Das Letzte ist das Entscheidende. Denn so muß auch das Deutsche Wörterbuch in seinen Gründen begriffen werden: als ein Werk romantischer Liebe. Das Wörterbuch sollte mehr als einem Zwecke dienen; aber gerade die Vorstellung hat Jacob Grimm, als er zu schreiben begann, das Herz warm gemacht, daß er sich sein Wörterbuch als eine Art Hausbuch dachte. Als Geschenk an das deutsche Volk empfand er das Wörterbuch, anders zwar als die Märchen, aber aus einem ähnlich gestimmten Herzen kommend. Es war eine opfervolle Arbeit, das Wörterbuchschreiben, einem freischweifenden Geist wie Jacob Grimm gar nicht gemäß. Um so ergreifener steht man vor dem Bild des alten Gelehrten, der den zaudernden, bedenkenvollen Bruder mitriß, der die Hälfte seiner sechziger und seine siebziger Jahre an Tausenden und Abertausenden von Manuskriptseiten verschrieb, unermüdet, auch als die Hoffnung auf Beendigung längst begraben war. Warum? Weil ihn Treue und Pflichtbewußtsein band an ein Werk, von dem er wußte, daß es 'einen sichtbaren und unmittelbaren Einfluß auf Gründung und Belebung unserer Nationalität hat'.

Man hat es mehr als einmal bedauert, daß ein Geist von solcher Flugkraft wie Jacob Grimm sich freiwillig in das Joch des Lexikographen schirrte; er hätte, meint man, seinem Volk noch andere und größere Gaben zu beschaffen gehabt. Und manchmal hat es Jacob Grimm selbst so empfunden, als diese Arbeit, anfänglich doch nur auf eine begrenzte Reihe von Jahren bemessen, schließlich sein ganzes Leben fraß. In einem Briefe an den unablässig drängenden Verleger des Wörterbuches vom Jahre 1857 zählt er

einmal auf, was alles für Pläne unter dem Wörterbuch begraben liegen. Die Liste zählt fast ein Duzend Nummern; der Mehrzahl nach sind es Fortsetzungen und Bearbeitungen älterer Werke, aber am Eingang stehen einige ganz neue Pläne. Jacob Grimm wollte ein Buch über Ossian schreiben und hat es jahrelang mit sich herumgetragen; die ersten Stücke hat er im Jahre seines Todes noch wirklich zu Papier gebracht, das zeigt, wie sehr der Plan ihm am Herzen lag. Es sollte eine Rettung jener angeblich uralten, bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte zurückreichenden keltisch-gälischen Volkslieder werden, an denen sich das spätere achtzehnte Jahrhundert beirrauscht hatte, die inzwischen aber längst eindeutig als junge Fälschung erkannt waren. Wenn man diese Seiten Jacob Grimms liest, man meint, sie seien fünfzig Jahre früher geschrieben: die ganze romantisch schwimmende und verklärte Vorstellungsweise von Epos und Sage, Volk und Poesie taucht wieder auf, bis in den Ausdruck hinein. Jacob Grimm wollte weiter ein Buch über die Goten und die Geten schreiben. Auch das hat er viele Jahre bei sich getragen, und wir können uns aus seinen Vorklängen in der 'Geschichte der deutschen Sprache' ein Bild machen. Dies Buch wäre ebenfalls um einen großen Irrtum herumgebaut worden, freilich einen Irrtum echt romantischen Geblüts. Jacob Grimm wollte die Goten mit den asiatischen Geten und Massageten gleichsetzen, einfach aus dem Herzenswunsch, seinem deutschen Volke Vergangenheit zu schaffen, um ein paar Jahrhunderte weiter in das Dunkel germanischer Vorzeit, oder sagen wir, um die Sache zu treffen, in das Zeitalter des 'Epos' vorzustoßen. Und bei einem dritten noch weiter gespannten Plan, einem Nibelungenbuch (das also wieder mitten in die Ära des 'Epos' hineingeführt hätte), muß man nach Jacob Grimms Andeutungen ähnliche Befürchtungen hegen. Bei einem von Jacobs Riesenplänen bedauern wir aufs tiefste, daß er nicht Gestalt gewann, das ist ein Werk über deutsche Sitte, von dem zuerst Anfang der vierziger Jahre die Rede ist, und zwar so ernsthaft, daß schon ein Verleger sich darum kümmerte. Das hätte ein Schwesterwerk werden können zur Mythologie und zu den Rechtsaltertümern, unspkulativ, rein aufnehmend, ein großes Sammelbecken des häuerlichen und bürgerlichen Brauchtums. Es könnte sein, daß es mit der Wissenschaft der deutschen Volkskunde, die bis in unsere Tage warten mußte, ehe ihr das volle Recht wurde, einen anderen Weg genommen hätte, wenn dies Werk über deutsche Sitte zur Tat geworden wäre. Aber das Buch fehlt bezeichnenderweise in jener überschau.

Jacob Grimm hat einmal den Zwang, den die endlose Wörterbucharbeit ihm auferlegte, abgewehrt mit dem Satz, daß man, besonders bei zu Ende neigender Lebensbahn, von vielen Einflüssen abhängig werde, 'weil zahllose längst gesponnene Fäden sich wieder anknüpfen und neue Ergebnisse den meisten Reiz gewinnen'. Für ihn bedeutete das, man erkennt es sichtbarlich seit der wunderbaren 'Geschichte der deutschen Sprache' vom Jahre 1848, ein Rücklenken in die Gedankengänge, in die Seh- und Fühlweise der Jugend, nur daß alles menschlich vertieft, gesättigt, wie in alter Liebe verklärt erscheint. Der kritische Sachmann hat damals in einem Augenblick des Unmuts das Wort von der 'fahrigen Genialität' Jacob Grimms fallen lassen.

Wir empfinden das anders. Wir empfinden die Ungebrochenheit im Seelischen, wir empfinden die innere Notwendigkeit des Kreislaufes in den Außerungen dieser Genialität, die eben eine romantische war und blieb, selbst noch genährt von jenen Urkräften, die Jacob Grimm auch in seinem Volke suchte. Uns will es fast wie das Siegel unter diese Genialität in ihrer besonderen Form erscheinen, wenn sie im Alter ihre Kraftquellen wieder ungehindert rauschen läßt. Wir stehen beglückt vor den Altersgaben Jacob Grimms, namentlich manchen seiner Akademievorträge, die in ihrer Fülle, ihrer Menschlichkeit, ihrer dichterischen Kraft Gemeinbesitz des deutschen Volkes sein sollten. Aber wir können das Schicksal nicht schelten, das diesen Romantiker auch in seinem Alter noch einmal hart ins Geschirr legte, damit er seinem Volke die Fundamente eines Nationalwerkes schuf, wie so nur er sie schaffen konnte.

Man kann das Einmalige nicht zum Paradigma machen; sonst läge es nahe, an der Hand dieses Lebens der Frage nachzugehen (die auch uns heute wieder sehr bewegt), was die Wissenschaft dem Volke zu geben hat und welche Kräfte in ihr die vorwärtstreibenden und lebensspendenden sind. Wir wollen einfach die Summe ziehen und nach den Wirkungen von Jacob Grimms Lebenswerk fragen. Die breitesten Wirkungen sind die des Romantikers; sie sind von der Märchensammlung und verwandten Arbeiten ausgegangen. Die Märchen wurden bald in eine Reihe europäischer Sprachen übersetzt und haben nicht nur bei uns, sondern in aller Welt dem Sammeln von Volksüberlieferungen und allem, was damit zusammenhängt, einen mächtigen Anstoß gegeben. Die tiefsten Wirkungen sind die des Historikers; sie sind von den zusammengefaßten Werken der Jacob Grimmschen Manneszeit ausgegangen, namentlich von der Deutschen Grammatik. In ihr sieht man mit Recht eins der Werke, die die exakte historische Forschung begründet haben, die im neunzehnten Jahrhundert zu ihren großen Erfolgen schritt und deren unverlierbarer Grundsatz heißt: die letzte, die entscheidende Kraft liegt in allen Dingen bei der Wahrheit, die nicht erträumt, sondern erarbeitet wird. Dieser Jacob Grimm ist eine Gestalt von europäischer Reichweite; er ist es auch mit seinem Deutschen Wörterbuch noch, das das große Vorbild für andere Kulturvölker geworden ist, bis heute unerreicht, trotz seinen Ungleichheiten und seinem noch mangelnden Abschluß.

Aber die Wirkungen eines wissenschaftlichen Lebens unterliegen noch anderen Kategorien als breit und tief. Und der Jacob Grimm, den wir heute feiern, ist der deutsche Jacob Grimm und gilt uns am höchsten um dessentwillen, was innerhalb seines Volkes aus einer wissenschaftlichen Mitte heraus, aber schließlich weit über das Wissenschaftliche hinaus in fortgesetztem Wellenschlag aus seinem Leben entsprungen ist. Wieder muß ich sagen: man kann das Einmalige nicht zum Paradigma machen. Sonst könnte man versucht sein, beispielhafte Züge für die Weise eines deutschen Gelehrtenlebens aus diesem Bilde abzunehmen. Jacob Grimm hat in seiner Lebensführung bis an sein Ende etwas von der Eingeschlossenheit und Versponnenheit seiner Anfänge bewahrt. Man hat ihn 1848, um des großen Namens willen, in die Frankfurter Nationalversammlung geschickt, aber er hat sie vorzeitig verlassen. Er war so wenig ein politischer Mensch, wie er ein öffentlicher Mensch

war; er war nicht einmal ein Lehrer, sondern immer nur aufs Lernen bedacht. Kaum ein anderer hat so wie er das Lob des Lernens gesungen. In einer seiner wunderbaren Altersreden hat er den Spruch geprägt: 'Die Wissenschaft hat kein Geheimnis und doch ihre Heimlichkeit'. Diese Heimlichkeit indes war bei ihm alles andere als beschauliche Selbstgenügsamkeit: Jacob Grimm hat mit all seiner Arbeit immer nur an sein deutsches Volk gedacht; diese Liebe ist das Herz seiner Persönlichkeit. Sie trug das Gesicht ihrer Zeit: sie war im Grunde unpolitisch, sie dachte nicht in Staaten, kaum in Stämmen, sondern in Ständen. Sie umfing das Volk mit doppelter Hingabe da, wo es seine Ursprünglichkeit, seine Natürlichkeit, seine kernhafte Tüchtigkeit am sichersten bewahrt zu haben schien, vor allem bei den Bauern. Sie ging auch in der Vergangenheit gerade dem nach, was Natur und Kern des Volkes war. Diese Liebe sah sonnenklar das politische Endziel vor sich: die Erweckung und Zusammenfassung der Kräfte deutscher Nation in einer 'ungehemmten Einheit'. Aber sie wußte: Vorbedingung zur Erreichung dieses Zieles ist, daß ein Volk das Bewußtsein seiner selbst, das Wissen um sich selbst, den Glauben an sich selbst erhält. Danach hat Jacob Grimm gehandelt, mit jedem Satz, den er schrieb; das ist die fruchtbarste seiner Wirkungen. Und für sie mußte er Romantiker und Historiker in einem sein.

Es gehört, das weiß niemand so gut wie wir Deutschen, viel dazu, daß ein Volk zu einem Volke wird. Es gehört dazu auch, daß seinem geistigen Leib eine geistige Heimstatt gebaut wird aus den Mächten der Überlieferung und der Geschichte. Unter den Baumeistern des geistigen Raumes unseres Volkstums ist kein Gläubigerer und Schaffensmächtigerer gewesen als Jacob Grimm. Wir dürfen mit dankbarem Herzen in diesen Jahren einen großen Ruck in der mühseligen Geschichte der deutschen Volkwerdung erleben. Vieles ist daran sich zu verwirklichen, was die deutsche Romantik an politischen Ideen geschaffen oder gepredigt hat. Mit doppeltem Grunde feiert darum das neue Deutschland Jacob Grimm als einen der größten Wohltäter unseres Volkes.

Bericht über das Deutsche Wörterbuch
am Friedrichstag der Preussischen Akademie der Wissenschaften
1933

Das Deutsche Wörterbuch kann in diesem Jahre ein Jubiläum feiern: im Jahre 1908 wurde es von unserer Akademie übernommen; es steht jetzt also ein Vierteljahrhundert unter ihrer Obhut. Und schon darf man an ein anderes Jubiläum denken: im Frühjahr 1838 haben die Brüder Grimm mit den Verlegern Hirzel und Reimer den Vertrag über die Herausgabe eines Deutschen Wörterbuches geschlossen; es trennen uns also nur noch wenige Jahre von der Hundertjährling des Werkes. Aus einem Wörterbuch, das Jacob Grimm auf 7 Bände bemaß und mit dem er in ebensoviele Jahre fertig zu werden hoffte, ist ein säkulares Werk geworden, das seine Entwicklungsringe nicht nach Jahren, sondern nach Generationen zählt. Volle 25 Jahre hat Jacob Grimm am Wörterbuch geschaffen und mit Hilfe des Bruders Wilhelm mehr als drei starke Bände bewältigt; das war nach der Anlage, die er dem Werk gegeben hatte, etwa ein Viertel des Ganzen.

Auf des Gründers Tod folgte eine Art von Diadochentum: die noch ausstehenden Teile des Wörterbuches wurden nach ganzen Buchstaben unter eine Mehrzahl von Bearbeitern verteilt, die der Verleger antrarb; liberale Verlagsverträge sicherten ihnen eine nahezu unumschränkte Herrschaft über ihren Anteil. Bis zum Ende der 80er Jahre gedieh das Werk auf diesem Wege ganz gut, obgleich es, ein gefährliches Zeichen, von Anfang an nicht gelang, alle Buchstaben zu besetzen. In den 90er Jahren wurde die Krise, in der das Wörterbuch sich befand, akut, und um die Jahrhundertwende war deutlich, daß nur eine von stärkster Autorität getragene, tiefgreifende Reform das große nationale Werk vor dem Erliegen retten konnte. Die Gründe für das drohende Steckenbleiben lagen gutenteils in der wissenschaftlichen Situation der Zeit. Die Sprachforschung genoß um die Mitte des Jahrhunderts, wo die Eroberungen Jacob Grimms noch frisch waren und die vergleichende Sprachwissenschaft ihren Siegeszug antrat, ein Ansehen wie kein anderes Teilgebiet der Germanistik, und die junggrammatische Bewegung der 70er und 80er Jahre tat das ihre, um ihr diesen Vorsprung zu wahren. All das kam auch dem Wörterbuch zugute: die Mitarbeit galt als Leistung von Rang, und Gelehrte von Rang waren dafür zu gewinnen. Mit dem Ende des Jahrhunderts starb diese Generation aus, und der Ersatz wurde, eben wegen der veränderten Wissenschaftslage, schwierig. Ein weiterer Grund für das Stocken war ebenfalls wissenschaftlicher Natur. Jacob Grimm dachte sich sein Wörterbuch als ein Lexikon der neuhochdeutschen Schriftsprache 'von Luther bis Goethe'; wenn man sich die Rolle vergegenwärtigt, die dem Wörterbuch im Gesamtzusammenhange seiner eigenen wissenschaftlichen

Arbeit zutram, und wenn man die historische Linie bedenkt, die Linie Adelung-Campe, an die sein Wörterbuch anzuschließen ist, dann versteht man diese Selbstbeschränkung recht gut. Aber seinen Nachfolgern wandelte sich der Plan, namentlich durch das mächtige Vorbild Rudolf Hildebrands. Er steht ganz sichtlich unter dem Einfluß der vergleichenden Sprachwissenschaft, wenn ihm das Wörterbuch zu einem Compendium des neueren, ja fast des ganzen deutschen Sprachschazes überhaupt geworden ist, das Niederdeutsche, die Mundarten miteingeschlossen. Kein Wunder, wenn er schon 1865 den Umfang des Wörterbuches auf 14 bis 15 Bände bemaß. Sein Wörterbuchziel führte naturgemäß zu einer Breite, die das Vorriicken der Arbeit mehr und mehr verlangsamten mußte. Aber zu den inneren Gründen des Stockens kam ein äußerer hinzu. Dem Werke fehlte seit dem Tode Jacob Grimms der feste Mittelpunkt; es war ein Rumpf mit vielen Gliedern, aber ohne Kopf. Es fehlte die Stelle, die mit dem Blick auf den Gesamtkörper des Werkes für das Gleichmaß der Arbeit sorgte und übertriebener Breite steuerte, die sich um den Nachschub von Mitarbeitern, um die Bereitstellung des Rohstoffes und um den Zufluß der nötigen Geldmittel kümmerte. Dieser Mangel ist um Jahrzehnte zu spät erkannt worden.

Kommende Generationen werden es, glaube ich, unserer Akademie als einen Ruhmestitel anrechnen, daß sie im Jahre 1908 das völlig verfahrenene Unternehmen in ihre Obhut nahm. Gustav Koethe bot seine ganze stoßkräftige Energie auf, um die Wörterbucharbeit auf Wege zu führen, die eine Beendigung des ganzen Werkes in absehbarer Zeit ermöglichen. Mit dieser Reform vom Jahre 1908 setzt der dritte Hauptabschnitt in der Geschichte des Wörterbuches ein. Außerlich war ihr Hauptkennzeichen die Gründung einer Zentralsammelstelle in Göttingen. Dieser Zentrale, deren Oberleitung Edward Schröder bis auf den heutigen Tag segensreich geführt hat, war vor allem die Aufgabe zugewiesen, einen neuen Fundus an Belegmaterial zu schaffen. Denn das war nach den immer erneuten Klagen der alten Mitarbeiter das größte Hemmnis, daß jeder von ihnen sich den Rohstoff für die Artikel selber aus den Quellen holen mußte. Nun stand in wenigen Jahren ein Belegmaterial von 1½ Millionen Zetteln bereit: an die Stelle des früheren Mangels trat ein Überfluß, der nicht ungefährlich war, weil er die Artikel aufschwemmte und so seinerseits wieder zu einer Arbeitshemmung werden konnte. Überhaupt ist das Hauptkennzeichen der Koetheschen Reform die neue Blutzufuhr: wie er den Arbeitsstoff gewaltig vermehrte, im Grunde neu schuf, so sicherte er dem Wörterbuch neue Geldmittel, so steigerte er die Zahl der Mitarbeiter. Sie waren im Jahre 1908 auf 5 zusammengeschmolzen, 1912 waren es dreimal so viel. Damit war die Möglichkeit gegeben, umfängliche Buchstaben zu teilen und die Arbeitsmasse für den einzelnen zu verkürzen. An der Grundform der Arbeit aber änderte Koethe nichts; sie blieb dieselbe, die sie in den Tagen der Brüder Grimm gewesen war: der einzelne Mitarbeiter bekam ein zusammenhängendes Stück Lexikon zugewiesen, das seine Arbeit auf viele Jahre hinaus festlegte. So darf man sagen: es war eine konservative Reform. Ihr Anfangserfolg war, entsprechend dem großen Krasteinsatz, recht stark, wenn der Arbeitsertrag auch von vornherein erheblich hinter Koethes Anschlägen zurückblieb, die die

Leistung so steigern wollten, daß in anderthalb Jahrzehnten der Abschluß erreicht war. Immerhin, im Jahre 1913, fünf Jahre nach Beginn der Reform, war in allmählicher Steigerung eine Jahresleistung von 9 Lieferungen erreicht. Es ist schwer zu sagen, wie ohne die Erschütterung des Krieges die Entwicklung des Wörterbuches verlaufen wäre; aber ich glaube, daß auch ohne den Krieg Noethes Programm sich nicht entfernt hätte verwirklichen lassen. Die allgemeine Wissenschaftslage hatte sich geändert. Lexikographische Arbeit war in der Geltung gesunken. Die Zeiten waren dahin, wo Männer wie Rudolf Hildebrand, Karl Weigand, Matthias Lexer, Moriz Seyne ihre ganze Lebensarbeit ans Wörterbuchschreiben setzten und dennoch oder gerade dafür ihre Lehrstühle bekamen. So begreift es sich (um von anderen Gründen zu schweigen), wenn trotz der großen Zahl neuer Mitarbeiter, die Noethe ansetzte, die Arbeit wieder ins Stocken kam. Krieg und Nachkrieg kamen hinzu und taten das ihre. Das traurige Ergebnis war, daß sich Ende der zwanziger Jahre die Lage des Wörterbuches so trostlos gestaltet hatte, wie sie in seiner ganzen Geschichte noch nicht gewesen war: in den Jahren 1924 bis 1929 sind nur durchschnittlich etwa 2 Lieferungen im Jahr erschienen. Da noch mehr als hundert Lieferungen ausstanden, war Grund genug zur Sorge.

Die Akademie entschloß sich deshalb zu einer abermaligen Reorganisation, und so begann im Jahre 1930 der vierte und, wie ich zuversichtlich hoffe, letzte Arbeitsabschnitt des Wörterbuches. Das äußerlich sichtbarste Kennzeichen der Reform ist die Errichtung einer Arbeitsstelle hier in Berlin; ihr tieferer Sinn ist eine Verjüngung und Vermehrung der Arbeitsformen. Noethe hat das historische Verdienst, die zerfließende und verlaufende Arbeit zusammengefaßt zu haben. Er hat das Problem der Stoffbeschaffung gelöst; aber es blieb die Frage des zeitgerechten Arbeitssystems. Hier war mit Noethes aristokratischem Prinzip der Arbeitsverteilung nicht mehr durchzukommen; doch mochte er sich, als man ihm bald nach dem Kriege zu einer Änderung riet, nicht mehr auf einen neuen Weg begeben. Heute ist das starre durch ein labiles System ersetzt. Noch immer stützt sich das Wörterbuch auf einen Stab von Mitarbeitern alten Stiles, die also an einem umfangreichen Abschnitt tätig sind. Aus der stattlichen Zahl der Helfer, mit der Noethe die neue Arbeitsphase begann, sind nur vier geblieben, Rudolf Meißner, Bruno Crome, Karl Guling, Gustav Rosenhagen, denen die Akademie für ihre jahrzehntelange treue Arbeit dankt; nur zwei Mitarbeiter dieser Art sind in den zwanziger Jahren neu zu gewinnen gewesen, Hermann Leuchert und Carl Wesle: die Zeitverhältnisse erklären es, wenn der Nachschub auf diesem Wege immer schwieriger wird. Deshalb vergeben wir jetzt einzelne Artikel oder Artikelgruppen wie 'Sturm', 'Süden', 'Sünde', 'Traum', 'Tüde', 'Tugend', für die sich leichter Bearbeiter, selbst wieder ordentliche Professoren finden lassen. Das Prinzip hat überdies den Vorteil, daß man gewisse große Artikel an Gelehrte geben kann, die sich durch stoffverwandte Studien für das eine oder andere Wort besonders empfehlen. Auf diese Weise ist im Augenblick an 16 Mitarbeiter ein Stoff vergeben, der, wenn er bearbeitet vorliegen wird — und er liegt zum Teil schon vor —, 6 bis 7 Lieferungen füllen kann. Das gleiche Parzellierungsverfahren wird dem Stoff

gegenüber geübt, den die neue Berliner Arbeitsstelle zu erledigen hat. Sie trägt heute die Hauptlast der Arbeit und wird sie auch in Zukunft zu tragen haben. In ihr ist ein Kreis von meist jüngeren Gelehrten tätig, die in festen Dienststunden unter fachmännischer Anleitung und Kontrolle Wörterbuch schreiben, unterstützt von einer Handbibliothek und von Hilfsmitteln aller Art, wie sie keinem freien Mitarbeiter je zur Verfügung gestanden haben. Ihre Zahl beläuft sich im Augenblick auf 13, doch ist dabei zu bedenken, daß mehrere von ihnen nur halbtätig tätig sind und mehrere erst Anfänger. Man mag gegen diese Arbeitsform seine Bedenken haben, und wir selber empfinden ihre Nöte: starke Kräfte stehen neben schwächeren, die Lehrzeit dauert bei dem einen länger, bei dem anderen kürzer, und es kostet oft viel Mühe und Geduld, ehe ein Artikel druckreif ist. Auch das ist festzustellen, daß die Arbeitserleichterung, die mit ihrer Fülle von Hilfsmitteln die Arbeitsstelle gewährt, nicht notwendig, wie man meinen sollte, zu einer Arbeitsbeschleunigung führt, daß in dieser verbreiterten Arbeitsbasis vielmehr ähnliche Gefahren stecken wie in der riesenhaften Stoffvermehrung der Jahre 1908 bis 12. Aber trotz alledem, es ist der zeitgemäße Weg, der einzige, auf dem das Deutsche Wörterbuch zum Ziele zu führen ist; und man kann nur bedauern, daß er nicht längst beschritten wurde. Vor drei Jahren erst trat die Reorganisation in Kraft, schon heute sprechen ihre Erfolge für sich: im Jahre 1930 erschienen drei Lieferungen, im Jahre 1931 sechs, im Jahre 1932 sieben; und ich kann dafür gutsagen, daß im Jahre 1933 acht Lieferungen erscheinen werden. Denn wir gehen wesentlich besser gerüstet in dies Jahr als in das vorige; die erste Lieferung ist bereits ausgabefertig. Bei den Schicksalen, die das Grimmsche Wörterbuch hinter sich hat, gehört Mut dazu, eine Voraussage über die Zeit des Abschlusses zu machen. Aber nach der Entwicklung der letzten Jahre wage ich die Prophezeiung, mehr als das: die Zusage, daß wir in einem guten Jahrzehnt zu Ende sind.

Diese Zusage ist nur an eine Bedingung geknüpft, daß nämlich dem Wörterbuch die materielle Grundlage ungeschmälert erhalten bleibt, auf der es jetzt steht. Und hier kommen uns neue Befürchtungen. Die Neuordnung des Jahres 1930 erforderte nicht unerhebliche Mittel; sie sind mit verständnisvollem Entgegenkommen vom Reichsministerium des Innern, vom Preussischen Kultusministerium und von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zu gleichen Teilen bereitgestellt worden und bis ins vorige Jahr in unverminderter Höhe geflossen. Die Akademie ist sich dankbarlichst bewußt, was das bedeutet in einer Zeit, wo alle Mittel für wissenschaftliche Zwecke schrumpfen. Aber sie sieht mit Sorge in die Zukunft, weil das Versiegen einer dieser Quellen oder Ausfälle bei allen dreien nicht nur eine prozentuale Verkürzung der Arbeitskräfte und der Arbeitsleistung bedingen würden, sondern eine Gefährdung des neuen Planes im ganzen.

Die Idee eines großen deutschen Wörterbuches steht an der Wiege unserer Akademie; ja wenn man an ihre Vorläufer und Vorbilder denkt, die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, die großen romanischen Akademien, darf man sagen: sie steht an der Wiege des Akademiegedankens überhaupt. Die Idee eines großen deutschen Wörterbuches ist aber auch aufs engste verflochten mit der Erstarkung des nationalen Gedankens. Schon für

Leibniz war das Deutsche Wörterbuch nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern, mit Rudolf Hildebrand zu sprechen, auch ein patriotischer Traum. Daß auch das Wachstum des Deutschen Wörterbuches im vorigen Jahrhundert vom nationalen Gedanken her seinen Auftrieb erhielt, ist ganz greifbar; ein Symptom dafür ist ein aus dem Jahre 1868 stammender, von Bismarck unterzeichneter Antrag an den Bundesrat des Norddeutschen Bundes, 'die Unterstützung des Grimmschen Deutschen Wörterbuches als eines bedeutenden nationalen Unternehmens den hohen Bundesregierungen dringend zu empfehlen'. Diese seine ideelle Bedeutung hat das Deutsche Wörterbuch, neben der unerschöpflichen materiellen, auch heute noch nicht eingebüßt. Es ist wie ein Bild deutschen Schicksals, wenn man sieht, wie schwer wir mit einer nationalen wissenschaftlichen Aufgabe größten Maßes zu Rande kommen, die andere Völker Europas viel bündiger, herzhafter, schneller bewältigen, die von manchen unter ihnen als eine volkschaffende Aufgabe begriffen wurde, und die ihnen allen nicht nur als eine nationale Ehrenpflicht gilt, sondern als eine nationalpolitische Notwendigkeit. Es wäre mehr als schmerzlich, wenn das Deutsche Wörterbuch, das Vorbild aller jüngeren, aus finanziellen Gründen wieder zurückgeworfen werden sollte in einem Zeitpunkt, wo die Arbeit so gedeiht, daß man sagen darf: Das Ziel der Mühen eines Jahrhunderts ist in Sichtweite.

Franz Jostes

Rede bei der Trauerfeier am 27. Mai 1925

Der Mann, dessen Andenken diese Stunde geweiht sein soll, kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, ein Leben gelebt zu haben, das an innerer und äußerer Geschlossenheit und Selbstsicherheit nicht leicht seinesgleichen findet, und den andern Ruhm, ein Werk hinterlassen zu haben, in dem mit derselben Sicherheit und Notwendigkeit ein Ring um den andern sich legt. Der Mann und das Werk aus einem Guß, auch in den Zaden und Ranten, die dem einen wie dem andern nicht fehlten, und zwischen beidem ein Ein- und Gleichklang, eine letzte Harmonie, die dem Gesamtbilde dieses Mannes einen Stil gab, wie ihn in so starken und eignen Linien zu gestalten heute doch nur noch wenigen vergönnt ist. Vielleicht muß man aus Bauernblut kommen und aus einem Lande wie Westfalen stammen, um ein Leben von so geschlossener Form und so gedrungener Kraft zu gewinnen, wie es dem Vorblickenen beschieden war. Das jedenfalls ist sicher, daß es der zäh und treu gewahrte Zusammenhang mit der bäuerlichen westfälischen Heimaterde war, der dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit ihre Stärke, ihre Farbe und ihren Zauber gab.

Franz Ludwig Jostes ist am 12. Juli 1858 in Glandorf im Osnabrückischen geboren worden, oder, wie er selbst es in der seiner Dissertation beigegebenen Vita formulierte, 'zu Glandorf im damaligen Königreiche Hannover'. Er verlor früh beide Eltern und wuchs in ländlicher Abgeschiedenheit unter der Obhut bejahrter weiblicher Anverwandten heran. Er lernte auf diese Weise, wie er gern und mit einem gewissen Stolz erzählte, ein Westfälisch, das um zwei Generationen älter war als die Mundart seiner Altersgenossen, und er hat den lieben Lauten des heimatischen Dialekts zeit- lebens die Treue bewahrt, auch wenn er vom Katheder sprach. Bis zu seinem vierzehnten Jahre besuchte er die Elementarschule seiner Heimat, um dann erst in die Quarta des Gymnasiums in Warendorf einzutreten. 1878 bezog er, zusammen mit seinem Freunde Caspar von Hasfeld und von ihm bewogen, die Universität Freiburg i. Br., nicht als Philologe, sondern als Student der Medizin. Freilich hat er später selbst bekannt, daß er schon in Freiburg, statt medizinische Collegia zu besuchen, sich viel lieber in die deutsche Literatur und Literaturgeschichte versenkte. Bereits nach dem ersten Semester sattelte er um und ging nach Berlin, um in der Schule Karl Müllenhoffs und Wilhelm Scherers Germanistik zu studieren. Durch Müllenhoff erhielt seine Interesse und seine Arbeit den entscheidenden Anstoß in der Richtung auf die deutsche Altertumskunde, und man glaubt auch in der Form und Haltung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die Nachwirkung dieses ebenso selbständigen und weitausgreifenden wie mannhaften und streitbaren Gelehrten zu spüren.

Nach einem Straßburger Semester, das ihn zu den Füßen von Ernst Martin sah, beendete Sostes seine Studien in Leipzig, wo er bei Friedrich Zarncke 1882 promovierte. Ihm verdankte er den Hinweis auf die ältere niederdeutsche Literatur, und es soll ein Zeichen dieses Dankes sein, wenn er ihm seine Dissertation und das Buch, das sie einleitete, gewidmet hat.

Gleich dies erste Buch atmet Heimatluft. Es zieht einen niederdeutschen Prediger ans Licht, Johannes Weghe, der mehr als zwei Jahrzehnte im ausgehenden fünfzehnten Jahrhundert in einem Münsterschen Schwesternhause gewirkt hat, einen milden, liebenswürdigen, mystisch angehauchten Mann, in dem sich eine zarte Frömmigkeit ganz eigen mengt mit niederdeutschem Schrot und Korn. Mit dieser sehr gediegenen Arbeit, die weitausholend ihren Mann hineinstellt in das allgemeine religiöse Leben seiner Zeit, betritt Sostes den Kreis, der anderthalb Jahrzehnte hindurch seine Arbeit fesselt. Und dieser Kreis umgirt die religiösen Strömungen des ausgehenden Mittelalters, zumal solche, die sich an der Peripherie des kirchlichen Lebens bewegen, bis in die Reformationszeit hinein. Auch die Lehrtätigkeit, die der 1884 an der damaligen Königlichen Akademie in Münster habilitierte Privatdozent nunmehr begann, läßt in der Auswahl der Collegia deutlich erkennen, auf welchem Felde der junge Gelehrte sich damals am liebsten bewegte. Im Sommer 1885 las er eine 'Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Mystik': das ist die Linie Johannes Weghe. Im folgenden Semester las er eine 'Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation': das weist schon den Weg zu seinem nächsten großen Buch, dem Daniel von Soest, 1888 erschienen. Auch dies Buch ist aus heimatlicher Erde entsprungen. Es erneuert zwei pseudonyme Satiren, die aus den Kämpfen herausgewachsen waren, die die Einführung der Reformation in Soest zur Folge hatte; es bietet wieder ein minutiös ausgeführtes Zeitgemälde und zeigt, eindrücklicher noch als der Weghe, wie stark in Sostes von Anfang an der Historiker neben dem Germanisten war. Im Sommersemester 1887 las er eine 'Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter', und das weist auf den großen Plan, der in diesen Jahren und aus diesem Interessentreise heraus in ihm erwuchs, und es weist zugleich auf den ersten wissenschaftlichen Strauß, den er mit Repliken und Duplikaten durchgeföchten hat — es sind ihm später ja noch manche gefolgt.

Diese literarische Fehde, in der es um den Ursprung des Codex Teplensis ging, einer um 1400 entstandenen deutschen Bibelübersetzung, ist so bezeichnend für Sostes' wissenschaftliche Art, daß es sich lohnt, mit zwei Worten darauf einzugehen. Sostes suchte die Feuerlinie; es reizte ihn, in wissenschaftliche Streitfragen einzugreifen, die im Augenblick vielerörtert waren und im Mittelpunkt des Interesses standen. Und es freute ihn, wenn er eine Stellung einnehmen und verteidigen konnte, die sich schroff gegen die herrschende Meinung lehnte oder geeignet war, der Erörterung eine ganz neue überraschende Wendung zu geben. Es steckte in ihm ein stets waches Mißtrauen, bekanntlich eine große wissenschaftliche Tugend; aber es steckte in ihm auch etwas von grundsätzlicher Opposition, einer Opposition, die fast der Meinung huldigte, daß etwas, was alle glauben, schon deshalb nicht richtig

sein könne. Es ist ein Genuß, Jostessche Streitschriften zu lesen, da offenbart sich seine harsche Männlichkeit am schönsten; man glaubt, gerade auch in dem stark Persönlichen, das diese Fehden in Angriff und Abwehr bisweilen annehmen, die Luft Müllenhoff'scher Nibelungenkämpfe zu atmen, nur daß bei Jostes sein schlagfertiger und nie verlegener Humor dem Kampf im allgemeinen doch die letzte Schärfe benimmt. So fuhr er also, als 1885 die These allgemeinen Beifall fand, daß die Tepler Bibel waldensischen Ursprungs sei, daß die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters überhaupt nicht aus orthodoxen, sondern aus häretischen Kreisen hervorgegangen sei, mit einer Broschüre dazwischen, die jeden Zusammenhang zwischen dem Codex Teplensis und den Waldensern leugnete. Die Folgezeit vermochte bei dieser starren Ablehnung nicht zu verharren; für Jostes selbst bedeutet die an diese Schrift sich anschließende Fehde den Boden für den Plan, der ihn nunmehr eine Reihe von Jahren festgehalten hat und mit dem eine nicht geringe Zahl größerer und kleinerer Arbeiten aus der Folgezeit im Zusammenhang steht, ein Plan, der nichts Geringeres im Auge hatte, als eine umfassende Geschichte der deutschen Bibelübersetzung im Mittelalter. Und dieser Plan nahm alsbald so feste Gestalt in ihm an, daß er ihn in einer der obgedachten Streitschriften, in der er um Material und Unterstützung bat, schon öffentlich vorzutragen und zu umreißen wagte.

Dann kam jener Ruf, der seinem Leben und seiner Arbeit eine neue Wendung gab. Im Jahre 1889 reiste im katholischen Deutschland der schweizerische Nationalrat Decurtins umher und warb Professoren für seine Schöpfung, die neugegründete Internationale katholische Universität Freiburg i. d. Schweiz, wie sie sich offiziell nannte. Auch Jostes folgte mit manchem Münsterschen Kollegen diesem Ruf, der lockend genug war, und er hat das nicht bereut. Denn nun begann das Jahrzehnt, das er selbst später das schönste seines Lebens genannt hat, jenes Jahrzehnt, das man als die heroische Zeit seines Lebens bezeichnen kann. Man fragt sich verwundert: Wie war es möglich, daß dieser Niedersachse sich so trefflich mit jenen Hochalemannen verstand, schon rein äußerlich? Was die Brücke schlug, das war sein bodenfestes deutsches Bauerntum. Denn so wandte sich ihm seine Aufgabe alsbald: er sah es als seine Mission an, das Deutschtum und Deutschbewußtsein nicht nur in der Stadt Freiburg, die damals zu zwei Dritteln französisch sprach, sondern im ganzen Kanton aufzurütteln und zu stärken. Alle, die ihn aus jener Zeit kennen, sind der Bewunderung voll für das, was er damals auf hundert Wegen im Dienste dieser Sache geleistet hat. Er hat zwar nie einen Berg bestiegen, aber er ging aufs Land hinaus, um zu reden und zu werben, er setzte sich mit den Großräten um den Tisch, wenn sie in die Kantonshauptstadt kamen, er gründete einen deutschen Männerverein, er kämpfte auch mit der Feder unter dem Motto 'ab initio non erat sic' für die Wiederbelebung des deutschen Gottesdienstes, der deutschen Seelsorge. Es muß etwas Bezwingendes, Hinreißendes in seiner Persönlichkeit gewesen sein, das Professoren und Studenten ebenso packte wie die Großräte, die Landgeistlichen und die Bauern. Es hat damals nicht viel daran gefehlt, daß man ihn selbst zum kantonalen Großrat wählte. Und wenn man sich Bilder aus jener Zeit

ansieht — eine markige, schöne Erscheinung mit mächtigen Augen — und diesen Mann sich in einer französischen Umgebung denkt, dann ahnt man etwas von den Quellen, aus denen seine Wirkung floß, und man glaubt es, daß unter den Bürgern und Bauern des Kantons sein Andenken noch heute lebendig ist als das eines großen deutschen Volksmannes, der den deutschen Schweizern sagen mußte, was ein deutscher Schweizer ist. Und die gleiche faszinierende Wirkung übte er innerhalb der Universität. Manch Schweizer, der heute einen klangvollen Namen trägt, hat damals zu seinen Füßen gesessen, so der Dichter Heinrich Federer. Mit so andersartigen Naturen wie dem Historiker Reinhardt und dem feinen Franzosen Bédier verband ihn herzliche Freundschaft. Und lauter als alles spricht ja die Tatsache, daß man ihn zum ersten Rektor der neuen Universität gemacht hat.

Es ist begreiflich, daß bei einer so neuartigen und vielfältigen Tätigkeit die wissenschaftliche Produktion zunächst in den Hintergrund trat. Das einzige größere Werk, das Sostes in den Freiburger Jahren veröffentlicht hat, gehört noch in den ersten Ring seiner Arbeiten und schließt sich an die Stoffe und Probleme, die ihn seit seiner Promotion beschäftigten. 1895 erschien unter den Freiburger Universitätschriften ein starker Band von Sostes mit dem Titel 'Meister Eckhart und seine Jünger', der als wesentlichen Inhalt den Text einer unbekannteren Eckhart-Handschrift bot, die Sostes auf der Suche nach Evangelienübersetzungen durch einen Zufall in der Nürnberger Stadtbibliothek fand — wieder eine durch den fein ausgeführten historischen Rahmen ausgezeichnete Leistung.

Es ist schade, und Sostes hat es selber später bedauert, daß die schönen Freiburger Jahre mit einem Mißklang enden sollten. Schwankungen im Kurs der Universität und Mißhelligkeiten persönlicher Natur, die Sostes später sehr viel gelassener beurteilte, veranlaßten ihn mit einer Reihe anderer deutscher Professoren im Jahre 1898 der Universität den Rücken zu kehren, die zu einem Teil auch seine Schöpfung war, und bei seiner Natur und seinem Temperament war es nicht anders möglich, als daß sich sein Scheiden unter Donner und Blitz vollzog. Er suchte nun wieder Anschluß an seine heimatische Hochschule und lehrte an ihr zunächst noch einmal als Privatdozent. Aber schon Ende 1899 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen, Ende 1902 die zum ordentlichen Professor. Und nun setzt sich breit und stark der zweite Ring an seine wissenschaftliche Lebensarbeit an. In Sostes' ersten Freiburger Jahren war das monumentale Werk von Wilhelm Walthers 'Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters' erschienen, und damit war die Arbeit geleistet, die Sostes Jahre hindurch als hohes Ziel vorgeschwebt hatte. Er sah sich also, als er 1899 die Münstersche Privatdozentur von neuem übernahm, einem zweifachen Neubeginn gegenüber. Ihm selber mag es eine herbe Enttäuschung gewesen sein, daß ein anderer ihm die Geschichte der Bibelübersetzung aus der Hand gewunden hatte — uns scheint es ein Segen, daß auf diese Weise seine ganze Kraft frei wurde für die Aufgaben, die in der Heimat seiner warteten. Denn westfälische Volks-, Landes- und Altertumskunde im weitesten Sinne, das ist der Inhalt dieses zweiten Ringes. Zwar brachten schon die achtziger und neunziger Jahre gelegentlich Arbeiten, die in diesen

Kreis gehören, so die Untersuchungen über die vorchristlichen Altertümer im Kreise Süderberge oder die schöne Studie über den Rattenfänger von Hameln aus dem Jahre 1895, nicht nur ein Kabinettstück von Sagenforschung, sondern in dem Behagen und dem Eifer, mit dem hier ein angeblich dem 17. Jahrhundert entstammender lateinischer Rattenfängerroman als Fälschung erwiesen wird, auch ein menschlich recht bezeichnendes Stück aus dem Kreise seiner kleineren Werke. Aber diese Schriften sind doch nur Vorläufer; erst seit dem Jahre 1899 nimmt er das heimatliche Arbeitsfeld mit gesammelter Energie unter den Pflug.

Es ist kaum möglich, eine Vorstellung zu geben von der Fülle nicht nur, sondern auch von der Vielseitigkeit der Arbeit, die Jostes auf diesem Gebiet geleistet hat. Wir verdanken ihm gewichtige Quellenpublikationen, vor allem die Herausgabe der Kaiser- und Königsurkunden des Osnabrücker Landes, durch die eine stattliche Reihe geschichtlich hochbedeutvoller, lange zurückgehaltener und zeitweise schon verloren gegebener Quellen der Forschung wiedererobert wurde, und zwar unter Umständen, die der Romantik nicht entbehrten. Wir verdanken ihm Studien zur Sagen- und Legendengeschichte, wie die methodisch ungemein interessante Arbeit über St. Reinhild von Riesenbeck. Weiter Studien zu den ältesten niedersächsischen Sprach- und Literaturdenkmälern, zur westfälischen Wort- und Realienkunde: das große westfälische Wörterbuch, dessen Plan ihm gehört und für das er namentlich aus den historischen Quellen Material gesammelt hat, wird davon hoffentlich noch einmal zeugen. Wir verdanken ihm auch Lebensbeschreibungen bedeutender Männer aus Westfalens Vergangenheit, des Mönches Heinrich Loder aus dem beginnenden 15. Jahrhundert, den man den Apostel Westfalens genannt hat, und seines etwas älteren Zeitgenossen, des Ritters Johann von Beveren. Es bezeichnet Jostes, und ich glaube, er würde es mir nicht verzeihen, wenn ich in diesem Zusammenhange davon schwiege, daß er auch dem westfälischen Volksmann Johann Mathias Seling, in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine der populärsten Gestalten im nordwestlichen Deutschland, eine sehr warmherzige Biographie gewidmet hat, obgleich dieses Mannes Hauptverdienst auf dem Felde der Mäßigkeitsbewegung lag.

Wenn man all diese größeren und kleineren Arbeiten überblickt, fällt einem auf, wie sehr Jostes Historiker und als Historiker Realienforscher war, wie stark daneben das eigentlich literarhistorische in den Hintergrund trat. Man fühlt sich an den Altmeister unserer Wissenschaft, an Jacob Grimm, erinnert, wenn man sieht, wie weit sich ihm der Begriff des Germanisten dehnte, und auch darin erinnert er an Jacob Grimm, wie er immer durchs Wort zur Sache strebte. Stil- und Formprobleme interessierten ihn nicht, sondern seine Stärke war sein Sinn fürs Tatsächliche, und zwar das Tatsächliche als ein Reales, Konkretes. Eine plastische, anschauende Form des Denkens arbeitete in ihm — man ist versucht, ein Blutserbe darin zu sehen. Zahlreiche seiner Arbeiten sind mit Abbildungen versehen; die Rolandbilder in den niederdeutschen Städten und ihr Ursprung, das ist ein Thema, dem er ein gehaltvolles Buch gewidmet hat, ein Thema, das ihn freilich auch wieder dadurch reizte, daß er die bisherige Deutung auf den Kopf stellen konnte. Es ist un-

gemein bezeichnend, daß er in der vielumstrittenen Frage nach der Heimat des Heliand seit Jahrzehnten als erster wieder die Realien der Dichtung ins Gefecht geführt hat, und wie man auch zu seiner sehr kühnen Hypothese stehen mag, die den Heliand an das litus Saxonicum an der Loire-Mündung verlegen möchte: eins ist sicher, daß sein Grundgedanke, der nämlich, daß man den kulturellen Hintergrund der Dichtung bei Lokalisationsversuchen gebührend beachten müsse, alle Anerkennung fordert. Und auch das darf in diesem Zusammenhange betont werden, daß die einzige Gestalt aus der modernen westfälischen Literatur, mit der er sich ganz eingehend beschäftigt hat, Annette von Droste-Hülshoff, ihm nur eine selbständige Schrift abzugewinnen vermochte, das ist seine philologisch mustergültige Ausgabe des Geistlichen Jahres, und auch zu dieser Arbeit lockte ihn ein Reale, die Tatsache nämlich, daß er die Handschrift besaß und diese Handschrift den Herausgeber vor gewaltige Schwierigkeiten stellte.

Eine Aufgabe bot sich ihm auf dem Felde der westfälischen Landes- und Altertumskunde, für die Dostes berufen war wie keiner sonst, und zwar nicht zuletzt eben wegen seines Realien sinnes, wegen jener auf das Kleinste achtenden 'Beisichtigkeit', die an ihm ebenso zu rühmen ist, wie er sie an Annette gerühmt hat. Im Jahre 1901 wurde ihm der Auftrag, die westfälischen Volkstrachten aufzunehmen und darzustellen, und überraschend schnell, schon 1904, erschien sein 'Westfälisches Trachtenbuch', das Buch, das seine Meisterleistung bedeutet, ein Werk, das allein genügen sollte, ihn in Westfalen unsterblich zu machen. Das Westfälische Trachtenbuch bietet unendlich mehr, als der Titel erkennen läßt: es ist eine Darstellung der ganzen äußeren Volkskunde Westfalens, eine Darstellung, die mit den Siedlungsverhältnissen beginnt und erst bei den Kochlöffeln und Tabakspfeifen endet, eine Darstellung, die durch alle Ställe und Hausräume geht, die mit der Ernte und dem Vieh Bescheid weiß — kurz ein Buch, wie nur ein Bauernsohn es schreiben konnte, und nur ein Bauernsohn mit Dostes' Sinn und Dostes' Augen. In keinem andern seiner Bücher steckt so der ganze Mann, auf der einen Seite der Gelehrte, der aus einer souveränen Kenntnis mittelalterlicher westfälischer Quellen und Realien die gegenwärtigen Verhältnisse deuten kann, und auf der andern Seite der noch fest in Volk und Boden wurzelnde Praktikus, der selber in alten Truhen Hauben und Tücher und Röcke aufspeicherte, der selber in alten Truhen Hauben und Tücher und Röcke aufspeicherte, der selber Met zu brauen und zu trinken wußte und der selber sich dazusetzte, wenn eine Freienhäger Braut mit ihrem Hochzeitsstaat beladen wurde. Und obwohl völlig frei von allem falschen und billigen Enthusiasmus, sondern immer die Strenge eines kritischen, ja zuweilen skeptischen Urteils verratend, wie leuchtet doch das Ganze von einem heimatfrohen und heimatstolzen Sinn, der gerade auch da noch fühlbar wird, wo er allerlei offene und verstecktere Humore zum Schilde nimmt. Mit welcher Genugtuung bucht Dostes etwa den Ausspruch Justus Möfers, daß in Westfalen wohl seit dem Sündenfall keine neue Mode erfunden sei, und mit welchem Behagen zitiert er einen alten Gewährsmann, der der Meinung ist, in Westfalen sei das Genie auf die Spindelsteite gefallen. Wir leiden an Landschafts-

lichen Volkstuden heute ja keinen Mangel mehr. Jostes' Werk steht einsam unter seinen Genossen; es ist ein Heimatbuch, wie ich nichts Kostlicheres weiß.

Von dem, was abgeschlossen vorliegt, ist das Trachtenbuch Jostes' schönste und ausgeglichenste Leistung. Aber der alternde Stamm setzte noch einen dritten Ring an: Unter und hinter der heimatlichen Altertumskunde begann sich ihm ein Blickfeld zu öffnen, dessen Horizonte er weiter und immer weiter dehnt, innerhalb dessen er immer entlegenere und einsamere Wege ging. Zwanzig Jahre hindurch haben ihn mythologische Studien beschäftigt, und an die Niederschrift ihrer Ergebnisse hat er die letzten Jahre seines Lebens gesetzt. Diese Jostes'sche Mythologie war ja fast selbst schon ein Mythos geworden. Heute wissen wir, daß der erste Band des Werkes abgeschlossen ist und das weitere so gut wie abgeschlossen im Manuskript vorliegt, und wir hoffen, daß das Ganze in einer Gestalt ans Licht treten wird, wie sie der Tote und die deutsche Wissenschaft beanspruchen kann.

Es ist vorläufig nicht möglich, über den Inhalt und die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes zu urteilen, das seinen Rahmen weit über das hinausspannt, was man in einer Mythologie zu finden gewöhnt ist, weil sein Verfasser schließlich alle Sage und Dichtung alter Zeit mythologisch durchsiebt. Ich muß es bewenden lassen bei einigen Hindeutungen auf die grundlegenden Gedanken, die diese neue Mythologie tragen, Gedanken, wie wir sie in einigen Einzelarbeiten allmählich sich entwickeln sehen. Schon im rein Methodischen ist manches neuartig und kühn genug, vor allem das überraschende Kombinieren scheinbar durchaus unzusammengehöriger Eigennamen, das Jostes weithin übt und das er wagt auf Grund ganz besonderer Vorstellungen von Namenleben, =wandel und =ersatz. Das Wesentliche aber ist eine neue Quellenkritik: Jostes berengt auf der einen Seite und erweitert auf der andern das Gebiet der mythologischen Quellen, und nach der einen Seite hin sind seine Ansichten ebenso revolutionär wie nach der andern. Den großen Kreis der niederen Mythologie, seit Mannhardt eine der Hauptquellen für die germanische Religion, läßt er ganz beiseite, weil er darin nur Verkümmern von Mythologemen höheren Ursprungs findet. Er macht zu einer Quelle ersten Ranges statt dessen die Legende und Heiligengeschichte, eigentlich den ganzen Kreis kirchlicher und profaner Geschichtsüberlieferung; Fredegar und Gregor von Tours liest er mit völlig neuen Augen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er im Jahre 1908 auf dem vierten internationalen Historikerkongreß zu Berlin vor einem verwundert aufhorchenden Publikum über "Sigurd, Siegfried und Victor" sprach, und welch Kopfschütteln sein Versuch hervorrief, das Wachsen deutscher Heldensage unter den Einfluß populärer kirchlicher Heiliger zu stellen. Hand in Hand mit dieser stofflichen Verbreiterung des Quellengebiets geht eine geographische. Jostes zieht die gleichgerichtete französische und englische Literatur in den Bereich seiner Forschungen. So kommt er von den Germanen auf die Kelten. Er hat vor dem Kriege den Plan einer Reise durch Nordfrankreich erwogen, um an Ort und Stelle Bibliotheken und Archive auf Materialien zu durchsuchen. Die keltische Mythologie schiebt sich schließlich mehr und mehr in den Vordergrund seiner Studien, die germanische erscheint ihm zuletzt nur noch als Ableger von ihr.

Und die keltische Mythologie selber wird ihm immer mehr zu einem Niederschlag orientalischer, astral orientierter Religionen. Die Forschungen von Toutain über orientalische Gottheiten in Gallien und die Bücher von Cumont über die orientalischen Religionen im römischen Heidentum und über die Mysterien des Mithra haben ihn entscheidend beeinflusst. 'Die Druiden lehren orientalische Himmelsreligion', auf diese knappe Formel bringt er seine Haupterkenntnis, und von diesem Grunde aus unternimmt er kühne Streifzüge, die etwa den Mythos vom Iustrierten Gott oder den Dioskurenmythos durch die gesamte keltische und germanische Überlieferung verfolgen, und zwar bis ins hohe Mittelalter hinauf. Nicht nur in der deutschen Heldensage, sondern auch in der höfischen Ritterdichtung sieht er schließlich astrale Mythen gestaltet, und ein Werk wie die poetische Selbstbiographie Ulrichs von Lichtenstein konnte ihm zu einer großen Allegorie werden.

Es ist nicht meines Amtes, Wahrheit und Irrtum in solchen Spekulationen abzuwägen. Zweifellos zutreffend ist, daß man in der germanischen Mythologie mit antiken Einflüssen zu rechnen hat. Zu dieser Erkenntnis ist man heute, neben Dostes und unabhängig von ihm, auch auf ganz andern Wegen gelangt. Ein Verdienst liegt zweifellos auch darin, daß er die Mauer zwischen dem Keltischen und Germanischen niederriß, ein Verdienst, das vielleicht erst eine kommende Generation voll würdigen wird. Und ein Zug von menschlicher und wissenschaftlicher Größe liegt unter allen Umständen in der Energie, dem Mut, auch dem Lessingschen Mut zum Irrten, den er auf diesen einsamen Fahrten in unwegsames Land bewährt hat. Im übrigen müssen wir in Ehrfurcht verharren vor dem menschlichen Bilde eines Mannes, dessen starker Geist mit zunehmendem Alter mehr und mehr etwas Seherisches gewann — vielleicht auch das zutiefst ein Erbe seines westfälischen Blutes. Wie wesentlich ihm gerade das astrale Element in seinen Spekulationen war, mag man daraus ersehen, daß er nur einen als kompetenten Beurteiler seiner Mythologie anerkennen wollte, nämlich den klassischen Philologen Boll, den Verfasser der 'Sphära', und es ist durchaus glaubhaft, wenn berichtet wird, daß er auch für die eigene Person sich mit astrologischen Dingen beschäftigt habe — bis in die letzte Nacht seines Lebens hinein. Der jüngere Dostes hat einmal den Satz geschrieben: 'Es ist das Eigentümliche jeder Wahrheit, daß sie einfach und nüchtern ist.' Auf den alten Dostes ist man versucht, ein tiefes Niefsche-Wort anzuwenden: 'Unfruchtbar seid ihr, darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahrträume und Stern-Zeichen und glaubte an Glauben!'

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Stunde ein rundes Bild von diesem starken Geiste und seinem vielfältig-reichen Schaffen zu entwerfen. Noch manchen starken Nebenschuß hat seine Arbeit getrieben. Vor allem muß wenigstens mit einem Wort der wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen gedacht werden, die Dostes mit den Niederländern und den Blamen verbanden. Er hat zwar in Vorlesungen das Niederländische nicht vertreten, von gelegentlichen Texterklärungen abgesehen, griff aber nicht nur mit seinen Arbeiten ins Gebiet der niederländischen Philologie hinüber, sondern hat auch Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte in holländischer Sprache er-

scheinen lassen. Einer der besten Kenner der mittelniederländischen Literatur, de Breeze, war ihm gut befreundet. Schon 1888 wurde er Mitglied der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde in Leiden, 1905 wählte ihn die Königliche Flämische Akademie in Gent zum auswärtigen Ehrenmitgliede. Während des Krieges traf ihn mit andern deutschen Gelehrten das Schicksal, aus der Flämischen Akademie ausgeschlossen zu werden. Er hat gleichmütig darauf geantwortet etwa in dem Sinne, er habe seinerzeit nicht um die Aufnahme gebeten, und so wenig wie die Aufnahme könne ihn der Ausschluß veranlassen, sich von den wissenschaftlichen Wegen zu entfernen, die er immer gegangen sei. Gerade während des Krieges aber bot sich ihm auch Gelegenheit, seine alten Beziehungen praktisch auszumünzen. Er war 1915 selber in Gent, als es galt, den Flamen gegenüber französischen Umtrieben gerade auch von deutscher katholischer Seite die Hand zu reichen. Im Gefolge dieser Reise entstand in Düsseldorf die 'Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen', deren Begründer und erster Vorsitzender er war und deren Schriftenreihe er mit zwei schönen Heften zur flämischen Literaturgeschichte eröffnet hat. So konnte er doch noch auf seine Weise dem Wunsche genügen, dem er zu Beginn des Krieges lebhaften Ausdruck gab, auch an seinem Teile dem Vaterlande zu dienen.

Die Iostes genauer kannten, pflegten zu sagen, daß er mehr außerhalb als innerhalb der Universität gewurzelt habe, und es gehörte zu einem vollen Bilde, daß man auch dieses anderen Iostes gedächte, der jenseits des Gelehrten stand. Auch hier war er eine völlig eigene Gestalt, eine Gestalt so eigen und in ihrer Besonderheit so originell, daß sich schon die westfälische Heimatdichtung seiner bemächtigt hat (wenn auch 'de plattdütske Professor' in Wibbelts Schulte Witte nur einen schwachen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu geben vermag), und daß schon zu seinen Lebzeiten die Legende um ihn wob. Aber wie das so geht, die Legende hängt sich an das Außerliche, Komische, Barocke und färbt so schließlich einen Mann als ein sogenanntes Original zurecht, der auch in seinem äußeren Leben viel mehr als ein Original gewesen ist. Man muß es in diesem Zusammenhang erwähnen, daß Iostes' mittelhochdeutscher Lieblingsdichter Wolfram von Eschenbach war; immer und immer wieder hat er zumal in Übungen diesen Dichter behandelt. Und man begreift, daß eine Art innerer Verwandtschaft ihn zu diesem Manne zog, der ein gewaltiges Ingenium verband mit einem sonderbar ausgelassenen Humor und einer eigentümlich skurrilen, barocken Art, die er liebevoll hegte und pflegte. Auch bei Iostes war all das sogenannte Originale nur Rankenwerk, im Grunde nur Ausdruck einer ganz überlegenen, in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, die stark genug war, die Welt zu zwingen, sich um ihn zu drehen. Und so wollen wir ihn im Gedächtnis behalten, nicht als Original, sondern als eine souveräne, gewiß nicht immer bequeme, aber feste und charaktervolle Natur von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit.

Aber nicht nur ein Charakter war er, sondern auch ein warmherziger und tiefempfindender Mensch, wenn er auch diese Züge seines Wesens geflissentlich hinter einer rauhen Außenseite verbarg. Was erzählt man nicht alles von seiner härtebeißigen Weiberfeindschaft, die den Frauen lange genug

sein Seminar sperrte. Wer seine wirkliche Stellung zu den Frauen kennen lernen will, der muß lesen, was er im Trachtenbuch auf und zwischen den Zeilen über die Westfälin sagt, und nicht nur männliche, sondern gerade auch eine große Zahl weiblicher Schüler dankt ihm heute Förderung und Unterstützung in jeglichem Belang. Jostes hat einen Spiegel hinterlassen, der tief in seine Seele blicken läßt, das ist eine schmale Auswahl aus den Gedichten des großen Namen Guido Gezelle, die er übersetzt hat. Ist man schon überrascht von der Leichtigkeit, mit der hier Jostes auch die zierlichsten Verse meistert, so vielleicht noch mehr von der Zartheit der Empfindung und der Milde des Herzens, die aus diesen Versen atmet. Ein warmer heller Lichtstrahl fällt von dieser Stelle aus auf die knorrige, schwere Gestalt dieses echten Westfalen.

Nun hat die heimatlliche Erde ihn wieder. Er ist in Münster gestorben, aber er wollte in seinem Geburtsorte Glandorf begraben sein, und dort haben wir ihn an einem strahlenden Frühlingstage zur letzten Ruhe geleitet. Ein hoher Scheunengiebel spannte sich über den aufgebahrten Sarg, ein bäuerlicher Chor sang ihm die letzten Lieder, die Apfelbäume blühten am Wege, und Störche kreisten hoch über der Gruft. Es war ein Leichenbegängnis, wie er es sich wohl hätte gefallen lassen, ein Leichenbegängnis, bei dem die Mahnung 'memento homo' eigen zusammenklang mit dem Trostwort 'non omnis moriar'. Jostes selber hat in seine Auswahl aus Gezelle zwei Lieder eingereiht, die, als wollten sie aufeinander antworten, diese lateinischen Worte im Titel führen. Und mit solchem Zuruf wollen auch wir von ihm Abschied nehmen: non omnis morieris!

Gustav Noethe als wissenschaftlicher Organisator

Rede am Grimm-Tage der Gesellschaft für deutsche Philologie

9. Januar 1937

Es hat seinen tiefen Sinn, wenn die Gesellschaft für deutsche Philologie ihren Geburtstag alljährlich als Jacob-Grimm-Tag begeht. Sie will damit nicht nur das Gefühl der ewig wachen Dankbarkeit und Verehrung für den Gründer der Wissenschaft vom Deutschtum zum Ausdruck bringen, sondern zugleich das Gefühl der Dankbarkeit und Verpflichtung gegenüber den großen Leistungen undleistern unserer Wissenschaft, auch wenn sie schon in die Geschichte eingegangen sind. Gerade in Zeiten des großen Neuerns muß es auch Orte und Stunden geben, wo man sich des Alten erinnert. Das ziemt besonders der Wissenschaft; denn sie ist das am mühsamsten errungene, das am langsamsten wachsende, das am stetigsten schreitende, das bleibendste unter den ideellen Gütern des Menschen. Ihr am wenigsten steht es an, die Brücken vom Heute zum Gestern abzubrechen. Es ist ein schöner Brauch, der sich in unserer Gesellschaft in den letzten Jahren gefestigt hat, daß wir gerade unsere Feiertage dazu auserwählen, um uns eine große Gestalt aus der Geschichte unseres Faches wieder vor Augen zu rücken. Alles Feiern ruht ja, tiefer verbunden, im Bewußtsein der Tradition.

Heute gilt unser Erinnern einem Mann, dem nicht nur unsere Wissenschaft, sondern auch unsere Gesellschaft zu großem Dank verpflichtet ist. Vor zehn Jahren ist Gustav Noethe gestorben. Aber man scheut sich fast, von ihm als einem Toten zu sprechen: so unmittelbar, so lebendig fühlen wir die Strahlung seiner Persönlichkeit noch unter uns. Man wird an ihm inne, wie kurz zehn Jahre sind und doch auch wie lang. Für die meisten unseres Kreises ist er lebendigste Gegenwart, für die Studenten von heute ist er schon eine dunkle Sage. Er hat nämlich keine Handbücher geschrieben, keine Modebücher, war überhaupt kein Mann des Bücherschreibens. Sondern er war eine wissenschaftliche Persönlichkeit, vielleicht nicht so sehr der Anlage als dem Ethos nach, und diese Persönlichkeit strahlte die Wissenschaft weiter. Auch das ist eine Form der Wissenschaftspflege, und unter Umständen eine sehr fruchtbare — wie eng der Sinn, der die Wirkung eines Gelehrten nur nach seinen Büchern mißt und nichts ahnt von der verbenden und erziehenden Kraft, die von einem solchen Mann in Hunderte und Aberhunderte von Schülern fällt. Und überdies war Noethe ein wissenschaftlicher Organisator großen Stils. Neben jener anderen kaum greifbaren ist dies seine sichtbarlich bleibende Bedeutung in der Geschichte unserer Wissenschaft. Auch ein Philologe kann wie ein König bauen, und Noethe war ein königlicher Baumeister; es hat in unserer Wissenschaft noch keinen gegeben, der sich ihm darin vergleichen ließe.

Ich muß mich darauf beschränken, seine großen organisatorischen Leistungen innerhalb der Preussischen Akademie der Wissenschaften aufzuzeigen, obgleich noch manches andere daneben zu nennen wäre: etwa der Ausbau der 'Palästra', der Wiederaufbau der Gesellschaft für deutsche Philologie, seine Tätigkeit als Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft, die mit beispielloser Hingabe geführten Rektorate in Göttingen und Berlin. Die Akademie aber hat Noethe je länger je mehr als sein eigentliches wissenschaftliches Wirkungsfeld angesehen; hier hat sein Schaffen die einheitliche große Linie gefunden.

Man müßte sehr weit ausholen, wenn man bloßlegen wollte, wo die Wurzeln seiner organisatorischen Pläne liegen. An Noethe ließe sich zeigen, wie langsam der Schritt wissenschaftlicher Gedanken ist. Im Grunde könnte man bis zu Leibniz zurückgehen; denn dieser erste Gründer der Akademie, dieser geniale Plänemacher hat sich schon mit wissenschaftlichen Entwürfen getragen, an deren Verwirklichung ernsthaft erst Noethe gedacht hat. Wenigstens hat er zuerst die deutsche Lexikographie so weiträumig gesehen und zu begründen versucht, wie es Leibniz vorschwebte, der ja auch nicht eine einfache Sammlung des deutschen Wortschatzes vor Augen hatte (das gab es längst), sondern der scheiden wollte nach Gemeinsprache, Kunstsprache und der Sprache des platten Landes.

Eine neue Stufe organisierter Gemeinarbeit an der deutschen Sprache und Literatur, an der geschichtlichen Vergangenheit unseres Volkes überhaupt bedeutet die Romantik. Es würde viel Zeit brauchen, alles aufzuzählen, was damals an gesunden und törichten Versuchen ans Licht trat, die Schätze unserer Vergangenheit in Sprache und Kultur auf dem Wege organisierter Arbeit zu bergen. An e i n e r Stelle berührt das sogar die Geschichte oder besser die Vorgeschichte unserer Gesellschaft. Denn sie hat in der Romantik eine Vorläuferin gehabt, das war die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache, die im Jahre 1815 gegründet wurde. Bekannte Namen, Heinsius, Zeune, Jahn, finden sich unter ihren Gründern; das Ganze freilich stand unter dem Protektorat des in der Geschichte der Germanistik nicht gerade gut beleumdeten Hofrats Wolke. Hier tauchen wiederum alte Gedanken empor: ein Wörterbuch, eine Sprachlehre, eine Sprachgeschichte wollte man auf dem Wege gemeinschaftlicher Arbeit schaffen und glaubte nach der 'Gesekurkunde' ernsthaft auf dem Wege von Vortrag und Meinungsaustrausch in regelmäßigen Mitgliederversammlungen zu diesen Zielen gelangen zu können . . .

Auch auf die im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrfach erneuten Versuche müßte man hinweisen, von der Académie Française das, was für unsere Verhältnisse brauchbar ist, zu übernehmen. An die Pforten der Berliner Akademie hat mehr als einmal und sehr vernehmlich der Wunsch geklopft, sei es in, sei es neben der Akademie eine Stätte zu schaffen, die entsprechend dem Wirken der Académie Française nichts als die Pflege des Deutschen zu ihrer Aufgabe haben sollte.

Aber ich rühre das nur eben an, um den langen Weg zu zeigen, und springe über auf die Tatsache, die die unmittelbare Voraussetzung von Noethes

organisatorischer Tätigkeit im Dienste des Deutschen war. Beim zweihundertjährigen Jubiläum der Akademie im Jahre 1900 wurden, gewissermaßen als Festgeschenk des Kaisers, drei neue Stellen 'vorzugsweise für deutsche Sprachwissenschaft' geschaffen. Nach im selben Jahr ließ die Akademie zwei Denkschriften ausgeben, von denen eine für das Kultusministerium, die andere für den Kaiser bestimmt war. Der greise Weinhold hat sie noch entworfen; seine Pläne ergänzte Erich Schmidt auf dem Felde der neueren Literatur. In der ersten steht der bedeutungsvolle Satz, daß die Akademie den Begriff der deutschen Sprache in dem weiten Umfange nehme, den Jacob Grimm der deutschen Sprachwissenschaft gegeben habe, 'wonach sie die Wissenschaft vom deutschen Leben ist und die Aufgabe hat, die Lebensäußerungen unseres Volksgeistes in Sprache, Literatur, in Glauben, Recht und Sitte zu erforschen und darzustellen'. Und dann werden konkrete Aufgaben genannt: eine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache; ein Thesaurus linguae Germanicae (für den das Grimmsche Wörterbuch nur als Vorarbeit zu gelten hätte), Ausgaben von Wieland, Möser, Windelmann, Hamann wurden gefordert (auch hier spielte der Gedanke an ihre schriftsprachliche Bedeutung, die der Thesaurus einmal zu verbuchen hatte, wenigstens mit herein). Weiter verlangte die Denkschrift eine umfassende landschaftlich gegliederte Aufnahme des Sprachschazes der sämtlichen deutschen Mundarten, und 'nicht bloß derer des Reiches'. Man erinnert sich, wie Weinhold schon in seiner Grazer Zeit sich des Mundartlichen angenommen hat. Die Denkschrift schloß mit dem stolzen Satz, 'daß wir glauben und hoffen, diese Unternehmungen werden ihren künftigen Herd in einem akademischen deutschen Institut finden, das der Mittelpunkt für die Erforschung des ganzen deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart sein wird'. Wieder hört man Weinhold sprechen, diesmal den Volkskundler.

Aber die Entwicklung des Planes ging mit akademischer Ruhe vor sich. 1902 trat Burdach, Anfang 1903 Noethe in die Akademie ein, und plötzlich kamen die Dinge in Bewegung. Bereits im Sommer des Jahres 1903 war die 'Deutsche Kommission' gegründet. Wenn man weiß, daß neue und junge Mitglieder der Akademie eine Zeit des Eingewöhnens brauchen, dann verlangt schon dies Bewunderung und zeigt die ungestüme Kraft, mit der Noethe ans Werk ging. Wir dürfen uns heute nicht darüber täuschen, daß eine akademische Kommission nicht der geeignetste Boden ist, Pläne von solcher Reichweite zu verwirklichen. Man darf sagen, für das Kind, das hier geboren werden sollte, war die Wiege von vornherein zu klein. Die innere Organisation der Akademie erschwerte für so weitgespannte Unternehmungen, wie sie hier ins Auge gefaßt waren, die freie und große Entwicklung. Das Unternehmen steckte in der Deutschen Kommission; die Kommission steckte in der historisch-philosophischen Klasse; die Klasse war die eine Hälfte der Gesamtakademie: schon rein geschäftsmäßig konnte das zu Hemmungen führen. Aber nach dem Aufbau der Akademie gab es keinen anderen Ansatzpunkt; doch auch das gehört zur Kunst des Baumeisters, daß er dem Terrain, den technischen Möglichkeiten sich anpaßt, wenn er bauen will.

Bezeichnend ist nun, daß der Plan, den Goethe sofort und mit großer Energie angriff, außerhalb des Weinhold'schen Programms lag. Das war die Inventarisierung sämtlicher altdeutscher Handschriften bis an die Schwelle der neuhochdeutschen Zeit. Dieser Plan ist Goethes größte, mutigste und eigenste Idee. Er hatte ihn aus Göttingen mitgebracht. Dort hatte er als jüngstes Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften eine Aufnahme aller alten niederdeutschen Handschriften in die Wege geleitet, die Conrad Borchling im Laufe weniger Jahre in der Hauptsache glücklich durchgeführt hat. Aber diese Aufgabe war bescheiden gegen die Riesenausmaße, die der Plan annahm, wenn man ihn auf sämtliche mittelalterlichen Handschriften erweiterte. Denn die Inventarisierung sollte nicht nur erfassen, was in Deutschland an Handschriften zu finden war (und zwar bis hinunter in die Ratsarchive, Schulbibliotheken und Privatsammlungen), sondern er bezog auch das europäische Ausland mit ein, wie wir unsererseits jetzt Amerika mit einbeziehen müßten. Es wird unter den mittelalterlichen Philologen keinen geben, der nicht anerkennend, daß damit die dringendste Großaufgabe der Germanistik angegriffen worden ist. Und es ist zu bewundern, wie klar Goethe die Aufgabe gesehen und durchdacht hat, im Großen wie im Kleinen. Die Richtlinien für die praktische Arbeit, die er entwarf, haben durch die Jahrzehnte hin kaum Änderungen erforderlich gemacht, und auch der Abschluß der großen Sammelarbeit stand ihm schon vor Augen: es sollte ein handreicher 'Literarischer Grundriß' geschaffen werden, dessen Aufgabe war, als gedruckter Führer die Massen des aufgesammelten Materials nutzbar zu machen. Schon heute ist das Handschriftenarchiv trotz mancher Schwächen und trotz seiner mangelnden Vollendung ein großer (wenn auch oft anonym) Helfer für mancherlei wissenschaftliche Arbeit an mittelalterlichen Texten. Zu bedauern ist nur, daß Goethe nicht den Mann fand, der das Zeug gehabt hätte, diese organisatorische Aufgabe so anzupacken, wie sie es verlangte. Aber wir wollen gerecht bleiben: auch Goethe selber hat sich getäuscht über das Maß und die Schwierigkeiten der zu leistenden Arbeit. Sein sieghafter Optimismus sah, wie auch sonst, das Ziel näher, als es selbst unter den glücklichsten Umständen liegen konnte. Seine Schmalheit der Plattform, auf der Goethes große Pläne standen, ist bei diesem Unternehmen am fühlbarsten. Die Aufgabe verlangt einen anderen Charakter von Öffentlichkeit, von Verpflichtung auf Seiten der Bibliotheken selbst. Diesem Werke tut die akademische Verkapselung, die es für manche Stellen zu einem halb privaten Unternehmen macht, am wenigsten gut. Auch das ist schuld daran, daß die Handschriften-Inventarisierung noch immer ein Torso ist und noch lange ein Torso bleiben wird.

Hand in Hand mit der Handschriften-Inventarisierung ging Goethes zweite große Schöpfung. Das sind die 'Deutschen Texte des Mittelalters', bei deren Gründung ihn wohl auch der Gedanke geleitet hat, für wertvolle Texte, die die Inventarisierung neu ans Licht brachte, gleich ein Publikationsorgan bei der Hand zu haben. Die Hoffnung auf wichtige neue Funde hat sich nur in bescheidenem Maße erfüllt. Gleichwohl sind die 'Deutschen Texte' Goethes glückhafteste Schöpfung, das Unternehmen, an dem er die größte Freude erlebt hat, man darf wohl sagen, sein liebstes Kind. Auch hier ge-

winnt nur ein alter Gedanke neue Gestalt. Schon im 18. Jahrhundert hat man es mit Textreihen mittelalterlicher deutscher Literatur versucht, und im 19. Jahrhundert ist immer wieder einmal eine Reihenausgabe alter deutscher Texte in Gang gebracht worden, am erfolgreichsten vom Literarischen Verein in Stuttgart. Aber die Massen wichtigster altdeutscher Literatur, die des Druckes harren, waren (und sind) noch lange nicht erschöpft. Kein Wunder darum, wenn auch in dem zweiten von der Akademie entworfenen Dankschreiben der Satz stand: 'So mögen denn allgemach den "Monumenta Germaniae historica" freundnachbarlich "Denkmäler der deutschen Literatur" zur Seite treten'. Aber dabei scheint man mehr an Schriftsteller vom Frühneuhochdeutschen an gedacht zu haben. So bleibt auch hier Goethe das Verdienst, eine längst gestellte Aufgabe auf seine Weise angegriffen zu haben. Der Gedanke war zeitgemäß und mutig, besonders für einen Sachmannianer, wie Goethe es seiner wissenschaftlichen Überzeugung nach war und immer geblieben ist. Denn er wollte keine kritischen Ausgaben, sondern Handschriftenabdrücke; schon das rückt sein Werk von den Monumenta ab. Und noch weniger wollte er ein 'allgemach'. Das Stürmische in Goethes Wesen, das Erträge sehen und Früchte greifen wollte, traf sich mit der Einsicht, daß die Lage der germanistischen Wissenschaft sich eine Veröffentlichungen brauchte. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben: es sähe um die altdeutsche Literaturgeschichte etwa in den Bezirken Rudolfs von Ems oder der Deutschordensdichtung oder der Mystik anders aus als es heute aussieht, wenn die 'Deutschen Texte' fehlten. Auch die Auswahl der Texte, so zufällig sie scheint und so leicht und anpassungsfähig die Hand war, die sie traf, zeigt doch eine Linie, die man in vollem Umfang billigen muß: erst bedeutende Verstärkte, dann aber spätmittelalterliche Prosa. Der Fortsetzer des Werkes kann gar nichts Besseres tun als diese Linie einzuhalten. Zu erwägen ist höchstens, ob die Serie nicht durch eine Parallelreihe zu ergänzen wäre, die ganz bedeutende mittelalterliche Autoren, auch wenn sie schon vollständig oder teilweise gedruckt sind (z. B. Mechthild von Magdeburg, Frauenlob, Heinrich von Mügeln, Michel Beheim) in kritischen und kommentierten Ausgaben für eine wissenschaftliche Benutzung wirklich zugänglich machte. Mit welcher Energie Goethes dies Unternehmen förderte, rief Überraschung im Inland und selbst im Ausland hervor. So erschienen in dem einen Jahr 1908 vier Bände, und 1913 lagen zweiundzwanzig Bände vor. Dabei steckte Goethe ein Maß eigener Arbeit in die Ausgaben hinein, von dem sich nur der eine Vorstellung machen kann, der einmal mit ihm zusammen einen Band herausgegeben hat. Er machte freilich Unterschiede. Wenn er sich auf den Herausgeber glauben verlassen zu können, mochte es wohl vorkommen, daß er an zwei verregneten Ferientagen mit einem Text von 8000 Versen fertig wurde. Aber gerade schwierige Bände reizten ihn zu einer unnachgiebigen Fein- und Kleinarbeit. In dieser Sammlung schlägt Goethes Herz, und das war, wenigstens aufs Wissenschaftliche gesehen, ein philologisches Herz.

Fragen wir nach den Aufgaben, die Weinhold der Deutschen Kommission hinterlassen hat, so liegt auf der Hand, daß die 'Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache' nur eine Verengung und zeitgemäße Umgestaltung

eines Planes war, der seine Wurzeln bis ins Zeitalter der Sprachgesellschaften zurücktreibt und immer wieder einmal proklamiert worden ist: es ist der Plan einer Geschichte der deutschen Sprache. Es hat seinen Reiz, der Frage nachzudenken, ob und wie Goethe an diese Aufgabe herangegangen wäre. Organisatorisch hätte sie sich damals nur in der Weise lösen lassen, daß kennzeichnende Texte verschiedener Schichtenlage in größerer Zahl veröffentlicht wurden, aus denen dann ein einzelner das geschichtliche Bild hätte gewinnen müssen. Doch dieser Eine zu sein, wäre Goethe wohl gerüstet, aber sicherlich nicht geneigt gewesen. Allein die Frage ist müßig. Um diese Aufgabe zu lösen, trat Konrad Burdach in die Akademie ein. Unter seinen Händen hat sich freilich das gegebene Forschungsziel völlig verändert.

bleibt die Aufnahme des mundartlichen Sprachschatzes. Auch hier setzt Goethe sofort an, und zwar gewann er Johannes Franck, einen trefflichen Kenner des alten und neuen Niederfränkischen, für ein 'Niederrheinisches Idiotikon'. Auch dies kennzeichnet Goethes organisatorische Arbeit: er hatte in der Auswahl seiner Mitarbeiter einen aristokratischen Zug und nahm nicht jeden, den er haben konnte (so ist er höchstens bei den 'Deutschen Texten' vorgegangen, weil er sich sagte, daß da das Beste doch ihm selber zu tun blieb). Im übrigen legte er Gewicht darauf, gerade auch bei den Mundartenwörterbüchern nur Männer anzusetzen, die auch historisch für ihr Gebiet geschult waren. Ach, wäre das doch ein Grundsatz der Dialektologie geblieben! Des Weiteren ist aufschlußreich, wie er in seinen lexikalischen Unternehmungen Wenkers Spuren folgte. Goethe hatte die höchste Achtung vor dem Sprachatlas und vor Wenker persönlich, wie die Akademie überhaupt immer dem Sprachatlas die Stange gehalten hat, auch wenn man das heute nicht überall wahrhaben will. Genau wie Wenker ist er bald vorgeschritten vom Niederrhein zum ganzen Rheinland. Schon 1906 heißt der Titel schlechtthin 'Rheinisches Wörterbuch'. Das hat seinen Grund auch darin, daß Joseph Müller in Trier und Paul Trense in Rheidt mit umfangreichen eignen Sammlungen zu dem Werke stießen. Der Aufbau des Rheinischen Wörterbuchs ist vorbildlich geworden, gerade auch was die äußere Organisation angeht. Es gelang, die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und den Provinzialverband der Rheinprovinz für das Unternehmen mobil zu machen, so daß, wie es angemessen ist, die Kosten nicht von der Akademie allein, sondern auch von den landschaftlichen Behörden und Vereinigungen getragen wurden. Damit ergab sich die Anlehnung des Mundartenwörterbuchs an den geographischen Rahmen der Provinz, ein äußerliches, aber ein praktisches Prinzip. Gewiß hat auch Schmeller schon eine Anlehnung an den staatlichen Rahmen gesucht, und bei anderen oberdeutschen Mundartenwörterbüchern liegt es ähnlich. Aber das läßt sich mit den norddeutschen Verhältnissen nicht vergleichen, und wenn in Norddeutschland das Prinzip der provinziellen Aufteilung überall angenommen wurde, wenn es sich auch die volkshundliche Aufnahmearbeit aneignete, so hat man als Vorbild das Rheinische Wörterbuch anzusehen. Auch hier also hat ein organisatorischer Gedanke Goethes eine starke Zeugekraft bewiesen.

Auf dem Wege der Dialektwörterbücher schritt Goethe nur langsam voran. Hier fehlte ihm die innere Beziehung zum Stoff. Er hatte weder zu den Mundarten ein rechtes Verhältnis noch zur Volkskunde, so wenig er die steigende Bedeutung dieser Fächer verkannte. Auch hier blieb er sich treu; ihm galt der Einzelne, und was er suchte, war immer der geformte Mensch und die entwickelte Form. Hinzu kam aber auch etwas Handgreiflicheres. Die Dialektwörterbücher erforderten erhebliche Zuschüsse. So wird erst 1912 das 'Hessen-Nassauische Wörterbuch' gegründet; da hört man zum erstenmal das Bedenken, die Akademie könne nur bescheidene Mittel an das Werk setzen, sie müßten von seiten der Provinz ergänzt werden. Wieder folgt Goethe den Spuren der Sprachatlasarbeit: in Brede's Händen mußte er das Wörterbuch gut aufgehoben. Im selben Jahr ist das 'Preussische Wörterbuch' auf Stapel gelegt worden, das Goethe seinem Schüler Ziesemer übertrug, einem Ostpreußen, der in der älteren Sprache des Landes zu Hause war. Hier ist es natürlich das heimatreue Herz des Graudenzers, der den Ostprovinzen gegenüber eine wissenschaftliche und nationale Pflicht zu erfüllen gedachte.

Heute ist ganz Deutschland mit einem Netz von Mundartenwörterbüchern überzogen, das kaum noch eine Lücke aufweist. Gewiß reichen die Anfänge in manchem Gebiet über die Gründung der Deutschen Kommission zurück; aber ob wir ohne Goethes Impuls so weit wären, ob ohne ihn der Gedanke sich so schnell und allgemein durchgesetzt hätte, daß man sich bei solchen Aufgaben auch in Norddeutschland am besten an die politischen Räume anlehnt, das ist eine Frage, deren Beantwortung allen denen überlassen sei, die sich heute der Früchte auch seiner Arbeit erfreuen.

Der dritte Vorschlag des Weinhold'schen Planes, der nämlich eines 'Thesaurus linguae germanicae', stammt nicht eigentlich von Weinhold. Wieder kann man sagen, daß der Gedanke seine letzten Wurzeln bereits in den Sprachgesellschaften hat. Freilich übertraf er nun an Weite alles, was bis dahin in Deutschland an Wörterbüchern geschaffen oder geplant worden war. Es ist handgreiflich, schon der Name sagt es, daß der unmittelbare Anstoß von der Seite der Altertumswissenschaft gekommen sein muß. Im Jahre 1891 hatte Mommsen seine Denkschrift über den 'Thesaurus linguae latinae' verfaßt. Im Jahre 1893 war der lateinische Thesaurus begründet worden. Über dem Thesaurus hat Mommsen das Kartell der deutschen Akademien geschaffen, nachdem er schon 1891 eine engere Arbeitsverbindung mit der Wiener Akademie zustande gebracht hatte. Und aus dem Ganzen ist schließlich die internationale Assoziation der Akademien hervorgegangen. So wurde der 'Thesaurus linguae latinae' geradezu das Symbol wissenschaftlicher Groß- und Gemeinarbeit auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, und man begreift, wie sich an ihm der Gedanke entzünden konnte, für die deutsche Geistesgeschichte etwas Ähnliches ins Werk zu setzen. All die Quellen, die man neu eröffnete, die Sprache der Mundarten, die Sprache der alten Denkmäler, die Sprache der Massiverausgaben aus dem 18. Jahrhundert, all das sollte münden in einen großen Strom, und Weinhold sagte ausdrücklich, der 'Thesaurus linguae germanicae' solle kein kahles Verzeichnis werden,

sondern 'ein Hort deutschen Denkens und Empfindens in allen Ab-
schattungen'.

Koethe hat den Gedanken an den Thesaurus getragen wie eine stille
hohe Liebe, und fast ist man versucht, den Dichter zu modeln:

Man kennt sie nicht, man hat sie kaum gesehen.

Man kennt sie nicht, was tuts, und liebt sie doch . . .

Hier tritt uns ein menschlich höchst liebenswürdiger, romantischer Zug an
Koethe entgegen, wie er ihrer mehr hatte. Ich zweifle nicht, daß es auch das
Gängen an diesem Thesaurus-Plan war, das ihm den Entschluß schwer
machte, die Vollandung des Grimmschen Wörterbuches in den Rahmen der
Deutschen Kommission einzubeziehen, wie im Jahre 1908 das Reichsamt
des Inneren es wünschte. Denn natürlich stand diese unglückselige Ruine
dem Thesaurus im Wege, und für einen aus dem Vollen und Frischen
schaffenden Geist war es ein undankbares Geschäft, das völlig verfahrenere
Werk wieder auf den Weg zu bringen. Es ist nicht ohne sachlichen, aber auch
nicht ohne persönlichen Grund, wenn er bei der Leitung des Grimmschen
Wörterbuches sofort Edward Schröder herangezogen hat. Gleichwohl ging er
selbst alsbald mit großem Eifer ans Werk. Er schuf die grundlegende Organi-
sation: die Errichtung der Zentralsammelstelle, die große Offensive zur Ge-
winnung des nötigen Belegmaterials, die schwierigen Verhandlungen mit
den bisher selbständigen Mitarbeitern, die kaum leichteren zur Gewinnung
der nötigen Mittel, all das ist sein Werk. Und bis zum Kriege wies die Re-
organisation schöne Erfolge auf; es ging für das erste halbe Duzend Jahre
gut mit dem Wörterbuch voran. Aber das Grimmsche Wörterbuch erschien
ihm doch nur als eine Vorstufe für den Thesaurus. Ob er je daran gedacht
hat, noch selbst die Grundlagen für dies Riesentwerk zu legen? Möglich ist es
schon. Denn bei der Neuordnung des Deutschen Wörterbuches ging sein An-
schlag dahin, daß das Werk 1920 bis 1922 beendet sein würde, eine Kalku-
lation, die wieder nur temperamentvoller Wille, aber nicht nüchternes
Rechnen aufstellen konnte.

Koethe hat öfter vom Thesaurus gesprochen und geschrieben, ohne daß
der Gedanke feste Umrisse hatte, so wenig wie die Hofmannsthalsche Traum-
liebste. Er spricht von Millionen Zetteln, wo man für das Grimmsche
Wörterbuch nur mit Hunderttausenden rechnet. Die Mundartenwörterbücher
sieht er als Trittschufen. Er hat neben der Schriftsprache und Mundart als
drittes eine umfassende Aufnahme der Umgangssprache gefordert. Und all
das sollte nur Teilwerk und Vorstufe sein. Auch in der wortgeographischen
Aufnahme unseres Wortbestandes sah er einen Grundstein. Und dann griff
er den Leibnizschen Gedanken von den Kunstwörtern auf. Er dachte an ein
historisches Wörterbuch der wissenschaftlichen, zumal der philosophischen
Termini, an ein Wörterbuch zur Sprache der Medizin — und über allem
das große Dach des Thesaurus, der den gesamten Sprachschatz in sich auf-
zunehmen hatte. Auf der andern Seite aber sagt er vom Deutschen Rechts-
wörterbuch, daß es den Thesaurus entlasten könne. Er dachte offenbar an ein
ungeheures Archiv, vor dem ein gedrucktes Werk stehen sollte, wie vor dem

Handschriftenarchiv der 'Literarische Grundriß'. Aber es wäre immer noch ein Werk geworden, dessen Bände, nach laufenden Metern berechnet, das Grimmsche Wörterbuch um ein sehr Beträchtliches hinter sich gelassen hätten. Ich gestehe, daß ich den Gedanken in dieser Form für utopisch halte. Die deutsche Lexikographie hat noch riesenhafte Aufgaben; aber nur auf dem Wege gesunder Arbeitsteilung sind sie zu bewältigen.

Koethe hat im Jahre 1913, als er auf der Höhe seines Lebens und Schaffens stand, einen Aufsatz geschrieben über 'Die Deutsche Kommission der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften, ihre Vorgeschichte, ihre Arbeiten und Ziele'. Dieser Aufsatz ist ein hinreißendes Dokument einer tat- und glaubensfrohen, phantasiereichen Schöpferpersönlichkeit. Da wird ein Programm entwickelt, an dem Generationen von Germanisten zu schaffen hätten. Manches ist sehr nüchtern gesehen und klar und scharf entwickelt, zum Beispiel die Forderung einer deutschen Wortgeographie, die uns die Dialektologen schon zu lange schuldig sind; denn die kleinen Abschlagszahlungen, die wir bislang erhalten haben, weisen die Lücke mehr auf, als daß sie sie auch nur notdürftig füllten. Anderes in dem Aufsatz ist mehr als Forderung hingeworfen, so eine Aufnahme der Umgangssprache, ein großes mittelhochdeutsches Wörterbuch, ein frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Aber das Ganze gipfelt wieder im Thesaurus; und das 'Deutsche Institut', das schon Weinhold gefordert hatte, das die Akademie schon 1900 kommen sah, erschien Koethe nicht zuletzt als Bauhütte für den Thesaurus, wenn er auch hoffte, daß es einmal einen dauernden Mittelpunkt bilden werde für die Erforschung des ganzen deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart.

Dann kamen der Krieg und die Nachkriegszeit, die Koethes Leben und Wirken eine andere Richtung gaben. Ich erinnere mich noch, wie wir ihm 1919 in seiner Wohnung zu seinem sechzigsten Geburtstag gratulierten, und wie seine Dankesworte fast in einer Entschuldigung gipfelten: jetzt müßten wir es ihm zugute halten, wenn er die wissenschaftliche Produktion in den Hintergrund treten lasse, denn jetzt gelte es größere Aufgaben. Koethe war schon vor dem Kriege Sekretar der Akademie geworden, und in der Führung der Akademie hat er seine vornehmste Aufgabe gesehen. Man darf wohl sagen, daß er die Akademie geführt hat, mit ähnlichem Recht, wie man es von Mommsen sagte. Wir erinnern uns noch heute, mit welchem Stolz und welcher Würde er, obgleich an sich nicht zum Repräsentieren geschaffen, bei den feierlichen Sitzungen der Akademie zu repräsentieren verstand. Nur der Eingeweihte weiß, was Koethe als Sekretar der Akademie geleistet hat. Aber an den Ausbau seiner organisatorischen Schöpfungen hat er nicht mehr gedacht. Im Handschriftenarchiv ließ er die Zügel schleifen. Im Deutschen Wörterbuch trat eine neue schwere Stockung ein. Den Mundartenwörterbüchern ist nur ein neues zugewachsen, und zwar das 'Westfälische Provinzial-Wörterbuch', das den rhein-hessischen Raum wünschenswert abrundete; aber die Initiative ging diesmal nicht von Koethe aus, sondern der Vorschlag wurde von außen an ihn herangetragen. Nur den 'Deutschen Texten des Mittelalters' hat er seine Liebe bewahrt. Aber auch hier verlangsamte

sich das Tempo, und wenn von 1904 bis 1913 zweiundzwanzig Bände erschienen, so erschienen von 1914 bis 1926 nur noch acht.

Man überlegt sich wohl, wie es mit der Deutschen Kommission und Roethes organisatorischen Leistungen weitergegangen wäre, wenn er sich nicht anderen und damals wichtigeren Aufgaben zugewandt hätte. Gewiß hätte seine organisatorische Energie nicht geruht. Aber ich möchte meinen, es hätte sich doch allgemach herausgestellt, daß die Deutsche Kommission als Rahmen, auch nur als vorbereitender Rahmen für das Gebilde zu eng war, das Roethe letztlich vorschwebte, nämlich ein Institut, das über den Thesaurus hinweg der Erforschung des ganzen deutschen geschichtlichen Lebens geweiht sein sollte. Die Akademie besitzt heute in ihrem Wörterbuch-Institut ja das, was Roethe eine 'Bauhütte' nannte. Aber diese Bauhütte hat sich nur deshalb so entwickeln können, wie sie heute entwickelt ist, weil sie sich organisatorisch und geschäftsmäßig halbwegs als ein Sonderkörper innerhalb der Deutschen Kommission entfalten konnte — dank der Einsicht des Vorsitzenden der Kommission. Es ist gewiß ein wunderbarer Gedanke, ein Institut für deutsche Sprache zu schaffen als Kristallisierungspunkt für alle möglichen ähnlich gerichteten wissenschaftlichen, vielleicht auch praktischen Bestrebungen auf diesem Felde; ein Gedanke zudem, der durchaus im Bereiche des Möglichen bleibt. Aber seine Verwirklichung müßte auf dem Wege gesucht werden, daß dies Institut sich auf eigenem Grund in eigener Form gestaltet, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß es mit der Akademie verbunden bleibt. Denn das ist ja gerade die Forderung der Zeit an die Akademien, daß sie nicht nur wissenschaftliche Einzelunternehmungen, auch wenn es Großunternehmungen sind, fördern, sondern daß sie selbständige wissenschaftliche Arbeitskörper aus sich hervorbringen oder an sich heranziehen, um sie in ihrer sichernden Hut zu halten. Das sind gewiß auch die Gedankengänge Roethes gewesen, wenn er an das Deutsche Institut dachte. Denn Roethe war viel zu sehr Akademiker, als daß er einen Weg außerhalb der Akademie hätte suchen können: ein Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Sprache, wie der und jener es sich schon ausgemalt hat, das wäre ihm schwerlich in den Sinn gekommen. Aber mit dem Namen Jacob-Grimm-Institut, der auch schon einem eingefallen ist, wäre er wohl einverstanden gewesen.

Indessen ist es noch etwas anderes, was in der Nachkriegszeit Roethes großen Zielgedanken im Wege stand. Man war auch an anderen Stellen nicht müßig gewesen auf den Feldern der deutschen Sprach- und Volksforschung. In Marburg war unter der Hand ein 'Zentral-Institut für deutsche Mundartenforschung' entstanden (so taufte sich 1920 die Arbeitsstätte des Deutschen Sprachatlas um), und aus ihm ging unter anderem ein loses 'Kartell der deutschen Dialektwörterbücher' hervor, das bald nachher, auf der Philologenversammlung zu Jena im Jahre 1921, gegründet wurde. Ein Teil des Thesaurus-Gedankens wird heute in Marburg verwirklicht, wo man (natürlich zunächst archivalisch) ein großes Synoptikon der deutschen Mundartenwörterbücher zurüstet. Im Jahre 1925 ist in München die sogenannte 'Deutsche Akademie' gegründet worden; dieser Untertitel ist heute zu ihrem Obertitel geworden. Eigentlich heißt sie 'Akademie zur Pflege und

Erforschung des Deutschtums'. Es ist lange um den Namen gehadert worden, und Noethe hat sich als Sekretar der Preussischen Akademie mit Energie und gutem Grund gegen die Bezeichnung 'Deutsche Akademie' gewehrt. Wenn man die Gründungsverhandlungen verfolgt, kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß diese Großgründung von Anfang an so zielunsicher war wie kaum je eine auf dem Gebiete der Deutschkunde. Und am wenigsten glücklich war es, neben die 'praktische' Abteilung eine 'wissenschaftliche' zu stellen, zumindest in der Form, wie es anfänglich geschah. Die praktische Abteilung hätte sich ein großes und dankbares Arbeitsfeld schaffen können durch die kulturelle Stärkung und Unterstützung des Auslanddeutschtums, und dieser Gedanke ist glücklicherweise in der Deutschen Akademie lebendig geblieben. Aber die wissenschaftliche Abteilung hätte entschlossen den gleichen Schritt halten müssen. Doch so wie sie an die Arbeit ging, war sie von Anfang an dadurch belastet, daß die Gefahr der Arbeitsüberschneidung mit den bestehenden wissenschaftlichen Akademien gegeben war. Das Jahrzehnt, das seit der Gründung verfloßen ist, hat den Zweiflern recht gegeben.

Noethe hat die Marburger Zentrale für Deutsche Mundartenforschung stillschweigend gutgeheißen. Aber bei der Gründung der Deutschen Akademie hat er seine ganze Kraft eingesetzt, um zu verhindern, daß aus dieser groß aufgezogenen aber innerlich schwachen, weil nicht einheitlich gesehenen und voll durchdachten Gründung den wissenschaftlichen Akademien eine Konkurrenz erwachsen könnte. Und einer Grenzverwischung, einem gegenseitigen Sichausshelfen oder gar dem Abtreten schon laufender akademischer Unternehmungen an die Deutsche Akademie war er bitter feind. Er ist, obgleich vorgeschlagen, auch nicht Senator geworden, sondern hat sich damit begnügt, Beobachter in die Deutsche Akademie zu entsenden. Dieser Widerstand entsprang nicht nur der Sorge, daß die 'Sektion für Deutsche Sprache und Literatur' in der wissenschaftlichen Abteilung der Deutschen Akademie seinen eignen organisatorischen Plänen ins Gehege kommen konnte, diesen Widerstand gab ihm vielmehr sein organisatorischer Scharfblick ein, der sah, daß aus Sektionen und Ausschüssen eines so unfesten Gebildes niemals die Schöpfungen kommen konnten, die der große Name des Unternehmens versprach.

Ein neuer wissenschaftlicher Machtfaktor wuchs in der im Jahre 1920 gegründeten 'Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft' heran, die sich 1929 in die 'Deutsche Forschungsgemeinschaft' umwandelte und nun, als sie daran ging, eigne Forschungsinstitute zu gründen, eine fühlbare Spitze gegen die Akademie bekam. Sie hat seit 1929 das eine oder andere deutschkundliche Institut geschaffen; ich erinnere nur an den 'Deutschen Volkskundeatlas', der seinem Wesen nach in den Rahmen des 'Deutschen Institutes' gehörte, wenn man seine Grenzen einmal so weit zog, wie Noethe es tat, und der gewiß unter einer rein wissenschaftlichen Leitung, wie die Akademien sie gewährleisten können, besser gefahren wäre als er, Gott sei's geklagt, gefahren ist. Noethe hat die Gründung der Notgemeinschaft begrüßt, wie damals jeder Gelehrte: in jenen Notzeiten war es die rettende Tat. Aber aus den mancherlei Ausschüssen der Notgemeinschaft, die ein wissenschaftlicher Selbstverwal-

tungskörper sein sollte, und es doch nicht recht war, hat er sich herausgehalten — ich meine, in dem nicht unrichtigen Gefühl, daß es für den Sekretar der Berliner Akademie geraten schien, sich völlige Unabhängigkeit zu wahren. Hier griff wieder die glückliche Arbeitsteilung mit dem Schwager Edward Schröder Platz, dem wir Germanisten sehr dankbar sein müssen für das, was er innerhalb der Notgemeinschaft in anderthalb Jahrzehnten vorausgebracht hat.

Die Frage ist übrig, wie weit Noethe dieser zum Teil in seine eigenen Pläne eingreifenden Entwicklung begegnet wäre, wie weit er sich ihr angepaßt hätte, wenn er sie seinen Ideen nutzbar gemacht hätte oder auch nur hätte können, wenn er nach dem Kriege noch derselbe gewesen wäre wie vorher. Genug, er blieb fortan in den Grenzen der Akademie. Nicht daß seine Energie erlahmt wäre; aber sie warf sich auf ein anderes Feld, im Familienkreise bezeichnete man es als 'Innere Mission'. Viele hunderte von Vorträgen und Reden hat Noethe damals durch das ganze Land hin gehalten für das Deutschland, das er im Herzen trug, und gegen das Deutschland, das er um sich sah. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß er morgens aus dem Zug stieg und um 9 Uhr auf dem Ratheder stand, um seine Vorlesung zu halten. Damals hat er, von Hause aus ein Feind des Popularisierens, populäre Bücher, Heftchen, Aufsätze geschrieben, bis in kleine Vereinszeitschriften hinunter. Auch das war Organisation, und zwar Organisation des nationalen Widerstandes gegen die Novemberleute, gegen den Geist der Weimarer Demokratie. Heute darf man es ja sagen: er war auf seine Weise auch am Rapp-putsch beteiligt. Am Tage bevor die Truppen des Generals von Lüttwitz in Berlin einmarschierten, hat ihn ein Militärwagen nach Döberitz geholt, und man mag sich ausmalen, mit welchem Zorn und welcher Zübersicht Noethes hureißende Rede die Bataillone erfüllte, die damals zum erstenmal den Sturm gegen das Zwischenreich versuchten. Die Männer, die schließlich die Weimarer Demokratie überwunden und das Dritte Reich gebaut haben, neigen vielleicht ein wenig dazu zu unterschätzen, was für Anteil doch auch das vielgescholtene Bürgertum an der Wegbahnung für das neue Deutschland hat. Noethe ist eine der markantesten Verkörperungen dieses Bürgertums. Es hat keinen ingrimmigern Feind des Geistes von Weimar gegeben als ihn. Wir erinnern uns noch, wie schon vor dem Kriege auf der andern Seite ein Geheul losgebrochen war, als er seinem Abscheu gegen die drei P: Pöbel, Presse und Parlament, Ausdruck gab.

Aber lassen wir das Politische ruhen. Näher liegt uns in diesem Kreise, der von lebendigster Erinnerung an seine Persönlichkeit erfüllt ist, eine andere Wirkung Noethes, die man vielleicht auch noch als eine organisatorische bezeichnen kann. Wer in seine Einflußsphäre geriet, namentlich als ein Jüngerer, verfiel notwendig einer bestimmten Ausrichtung im Politischen, mehr noch im allgemein Weltanschaulichen, am stärksten in der Wissenschaftsauffassung, die bei ihm sehr wesentlich ethisch unterbaut war: 'Wen die Wissenschaft nicht besser macht, an dem hat sie ihren Beruf verfehlt', so sagte er wohl.

Nun stehen wir hier, zum größten Teile seine Schüler. Diese Wissenschaft zu treiben ist unser Dienst am Volke. Wie man sie auch achte, wir wissen, daß die Wissenschaft ein unentbehrliches Organ im geistigen Gesamthaushalt unseres Volkes ist, auch die Geisteswissenschaft. Denn wenn es keine Philosophen und Historiker mehr gibt, wird es einmal auch keine Chemiker und Physiker mehr geben. Wie überall, muß man wohl auch in der Wissenschaft verschiedene Stilformen der Arbeit gelten lassen. Man kann es schon preußischen Stil nennen, wie Noethe wissenschaftliche Arbeit angriff (und wie er sie lehrte), eine Arbeit streng, treu, nüchtern — oder nüchtern scheinend (denn es kann viel gebändigte Phantasie im Hintergrunde stehen), eine Arbeit, die der Sache dient, nicht der Mode, die das Kleine nicht scheut, sondern aus dem Kleinen das Große entwickelt. Man liebt diesen preußischen Stil nicht überall, auch in der Wissenschaft nicht; aber wir, Noethes Schüler, empfinden seine Stärke und erleben sie gerade auch als eine formende Kraft im Menschlichen. Und mag die Wissenschaftsgeschichte Noethe als Organisator großer Werke rühmen — uns hier bleibt er der Organisator der Herzen.

Besprechungen

Rudolf Hildebrand, Briefe. Herausgegeben und erläutert von Helmut Wocke. Halle 1925.

Derselbe, Volk und Menschheit. Auswahl aus seinen Schriften nebst Tagebuchblättern und Briefen, herausgegeben von Helmut Wocke. [Bücher der Bildung. Bd. 14.] München 1925.

1. Ich habe diese Sammlung Hildebrand'scher Briefe mit gespanntester Teilnahme gelesen, um nicht zu sagen verschlungen, und so wird es allen denen gehen, die heute noch dem großen Werke dienen, dem Hildebrand die Arbeit seines Lebens gewidmet hat. Nach des Herausgebers Absicht soll die Briefsammlung 'die innere Entwicklung Hildebrands und die Vielseitigkeit seines Wirkens beleuchten'; aber dann hätte die Auswahl vielleicht eine etwas andere sein müssen. Wie sie vorliegt, zeigt die Sammlung eher, wie beherrschend die eine Arbeit am Deutschen Wörterbuch im Mittelpunkt von Hildebrands wissenschaftlicher Tätigkeit, ja seines ganzen Lebens gestanden hat und wie sehr sie einem Geiste, der sich freilich nach vielen Seiten auszubreiten trachtete, die Flügel beschnitt. Denn den wesentlichen Inhalt der Sammlung machen neben dem Briefwechsel mit Jacob Grimm Hildebrands Briefe an Matthias de Vries, Reinhold Köhler, Fedor Beck und Max Rieger aus, — alles Wörterbuchfreunde. Auf diese Weise wird der Briefband zu einem Kommentar von Hildebrands Wörterbucharbeit, wie man ihn besser gar nicht wünschen kann. Für die Geschichte des Deutschen Wörterbuchs ist er eine Quelle ohnegleichen, um so wichtiger deshalb, weil er den vielleicht entscheidendsten Abschnitt und Einschnitt in der Entwicklung des nationalen Werkes beleuchtet. Denn es war eine entscheidende Wendung, die das Wörterbuch nahm, als Hildebrand das Erbe der Brüder Grimm antrat; und wie sehr er der eigentliche Erbe, der geistige Mittelpunkt des Werkes wurde und blieb, auch das zeigen die Briefe sehr deutlich.

Man hat die Arbeit Hildebrands am Deutschen Wörterbuch oft und hoch gerühmt. Nach Herman Grimms Urteil glänzt sein Anteil wie köstliches Gestein inmitten des übrigen schlichten Mauerwerkes; und ich bin der Letzte, der es in Zweifel ziehen wollte, welchen Glanz und welche Höhe viele der großen Artikel durch die überschauende, geistvolle, feinfühligste Art des Bearbeiters gewonnen haben, und — doppelt anerkennenswert bei Hildebrands Veranlagung — welches Maß umständlichster, mühseligster, nimmermüder Kleinarbeit an zahllose der kleinen Artikel gesetzt ist. Aber man darf sich bei aller Bewunderung nicht darüber täuschen, daß Hildebrand es war, der das Steuer herumwarf und dem Werke eine Richtung gab, die, wenn man aufs große Ganze sieht, ihm doch gefährlich wurde. Hildebrand übernahm das Werk von Jacob Grimm als ein 'neuhochdeutsches Lexikon', das 'von

Luther bis Goethe' reichen sollte; unter seinen Händen veränderte sich Plan und Ziel auf verschiedene Weise. Er ist gegenüber der 'Zurücksetzung des Niederdeutschen durch Jacob Grimm', die man dem Meister vorgeworfen hatte, bestrebt, 'dem Niederdeutschen möglichst sein volles Recht widerfahren zu lassen'; er greift tief in die lebenden Mundarten und breitet ihre Reichthümer nicht nur im Zusammenhang mit schriftsprachlichen Wörtern, sondern auch unter eigenen Stichwörtern aus; er zieht auch die andern germanischen Sprachen und ihre Mundarten in weitester Ausdehnung heran, und er hat eine Freude daran, auf eine ganz eigene Art zu etymologisieren, indem er, oft überkühn, kreuz und quer die Verbindungslinien zwischen Wörtern, Wortstämmen und Wortfamilien zieht, bis tief in nichtgermanische Sprachen hinein. Was ihm vorschwebt, ist schließlich nicht mehr, wie die Grimms es meinten, ein Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache, sondern ein Compendium des neueren, ja fast des ganzen deutschen Sprachschatzes überhaupt, die Mundarten nicht ausgenommen; und es ist beinahe eine Inkonsequenz, wenn er dem Ansinnen Beck's, das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche mehr hervortreten zu lassen, nicht Folge gegeben hat, freilich mit dem Bemerkten, daß er diesen Sachverhalt selber als einen übelstand empfinde, der durch 'die ewige Furcht vor dem grenzenlosen Anschwellen des Werkes' hervorgerufen sei. Diese Furcht hat es indes nicht zu verhindern vermocht, daß er selber Artikel schrieb, die 100 Spalten erreichten und darüber hinausgingen; er ist der Vater der berühmten 'Breite', deren Schuld es ist, wenn das Wörterbuch, dessen Umfang er 1865 in einem Briefe an de Bries auf 14 bis 15 Bände bemaß ('Sagen Sie es ja nicht weiter!'), heute, wo 14 Bände abgeschlossen sind, noch immer als Torso vor uns steht. Das eben ist die Rehrseite der Hildebrandschen Arbeit: wer den Rahmen so weit spannte, beschwor die Gefahr der Uferlosigkeit herauf, — ganz abgesehen davon, daß namentlich sein Bestreben, Mundartliches in das Werk hineinzuarbeiten, bei der Dürftigkeit, in der dieser Sprachstoff ihm zuflöß (die Briefe zeigen seine Nöte), noch auf andere Weise anfechtbar ist. Und auch die kultur- und geistesgeschichtliche Weite, die den Ruhm so manches Hildebrandschen Artikels bildet, auch sie kann, man muß es auszusprechen wagen, dem Werke gefährlich werden, wenn man das Ganze und sein Maß und seine Möglichkeiten ins Auge faßt. Kronzeuge der Artikel geist mit seinen 120 Spalten, von dem ich bezweifle, daß ihn schon einmal jemand wirklich durchgelesen hat. Das also ist der Sachverhalt: so überlegen, so meisterlich in gewissem Belang die Hildebrandsche Wörterbucharbeit ist, sie ist durch das Verlassen der alten Grundlinie nicht ohne Schuld daran, wenn das Wörterbuch auf einen Weg geriet, auf dem es zeitweilig zu erliegen drohte.

Aber ich dachte noch etwas anderes, als ich vorhin das Wort 'gefährlich' brauchte. Es ist aus mehr als einem Grund begreiflich, wenn die Hildebrandsche Arbeitsform bei denen, die neben und nach ihm arbeiteten, bald in diesem, bald in jenem, bald mehr, bald weniger Nachfolge fand; zum mindesten mußte sich jeder Bearbeiter mit ihr auseinandersetzen. Die Folge war, da ja doch auch der alte Grimmsche Wegweiser, der zu einem Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache wies, immer noch aufrecht stand,

eine Unsicherheit der Zielsetzung, ein Schwanken in Umfang, Auswahl und Verarbeitung des Wortgutes, das spätere Teile des Wörterbuches nicht wenig geschädigt hat, insofern es die Schuld trägt an der starken Ungleichmäßigkeit dieser Abschnitte des Werkes. Damit soll die ehrfürchtgebietende Leistung, die Hildebrand im Dienste des Wörterbuches vollbracht hat, keineswegs heruntergesetzt werden; aber das wird doch zuzugeben sein, daß Jacob Grimm, dessen Arbeit am Wörterbuch sonst mancherlei Kritik herausfordert (sie sei 'nicht ohne großen Nachteil für die große Sache', schreibt Hildebrand gar im Jahre 1859), Weg und Ziel des Werkes doch richtiger gesehen hat als der Verwalter seines Erbes.

Der große Reiz und Wert der vorliegenden Briefsammlung besteht darin, daß sie für Hildebrands Vorgehen im Ganzen wie in vielem Einzelnen den Schlüssel liefert, — bis zu jenen kleinen äußeren Mängeln herunter, mit denen der Benutzer der Hildebrandschen Arbeit manchmal seine Mühe hat. Es wäre verlockend, das genauer auszuführen; aber die Aufgabe muß dem vorbehalten bleiben, der einmal daran geht — in 30 Jahren ist es hoffentlich soweit —, die Geschichte des Grimmschen Wörterbuches zu schreiben. Die letzte Lösung für Hildebrands Schwankung und die Ausweitung, die er dem ursprünglichen Plane gab, liegt begreiflicherweise, jenseits aller wissenschaftlichen Überlegung, in dem Menschen, liegt in den Empfindungen und Gesinnungen dieses hochgemuten, für Volk und Vaterland begeisterten, dabei mit einem philosophischen Weit- und Tiefblick begabten Mannes, dessen Streben dahin ging, auch mit seinem Wörterbuch 'im Vaterlande eine geistige Wiedergeburt der Nation aus ihren Wurzeln heraus zu betwerkstelligen oder zu befördern'. Wir danken es dem Herausgeber der Briefe, daß er uns diese vorbildliche Persönlichkeit auch nach ihrer rein menschlichen Seite hin näher vor Augen rückt.

2. Die Auswahl aus Hildebrands Schriften schöpft in der Hauptsache aus den 'Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen', daneben aus den 'Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen', fügt auch bislang ungedruckte Aufzeichnungen aus Tagebüchern und ein paar Briefe bei. Sie wendet sich an ein weiteres Publikum und ist von diesem Gesichtspunkt aus recht glücklich zusammengestellt (nur der Aufsatz über Sachsens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache scheint mir nicht paßrecht); auch die Art, wie die doch nur schmale Sammlung einen Eindruck von Hildebrands Bedeutung, Arbeit und Wesen zu geben versucht und versteht, verrät eine feine Hand. Aber warum in aller Welt der gewichtige Titel 'Volk und Menschheit'? Er greift nicht nur der Sache nach fehl, sondern ist auch mit seinem anspruchsvollen Tone so unhildebrandisch wie möglich. In punkto Titelgebung hat Hildebrand mit seinen Herausgebern kein rechtes Glück. Die schnellen Aufzeichnungen philosophischen Inhalts, die der 'Sonntagsphilosoph', wie er sich bescheiden nannte, durchaus treffend und stilgerecht als 'Einfälle, Gedanken und Fragen' bezeichnete, hat ihr Herausgeber Berlitz umtaufen zu sollen gemeint in 'Gedanken über Gott, die Welt und das Ich'. Warum das? Mir will scheinen, Rudolf Hildebrand hat es nicht nötig, daß man ihn, als Gelehrten oder als Denker, größer mache als er war.

Konrad Burdach. Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Bd. I, 1. Teil: Mittelalter; 2. Teil: Reformation und Renaissance. [Deutsche Vierteljahresschrift f. Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe Bd. 1,2.] Halle 1925.

Die Sammlung seiner kleineren Schriften, die Burdach mit den vorliegenden Bänden eröffnet, bietet in ihrem ersten Teil einige neue Stücke. Unter die programmatischen Aufsätze, die unter dem Titel 'Richtlinien' das Ganze einleiten, ist die Antrittsvorlesung aufgenommen, mit der Burdach in Berlin sein Kolleg über Walthar von der Vogelweide begann, ein programmatisches Stück deshalb, weil es den Begriff des Philologen, insbesondere des deutschen Philologen, neu umreißt. Dazu kommen die Ausarbeitungen von Vorträgen, die Burdach in den neunziger Jahren vor zwei Versammlungen deutscher Philologen gehalten hat. Der erste behandelt das Nachleben des griechisch-römischen Altertums in der mittelalterlichen Dichtung und Kunst und legt besonderes Gewicht auf den Nachweis, in welchem Maße künstlerische Darstellungen in der Sphäre des Literarischen sich fruchtbar zeigen, mag es sich um Einzelmotive handeln oder um durchstehende Charakteristika mittelalterlicher Literatur, wie ihren Zug zur Personifikation. Der zweite Aufsatz gibt unter dem Titel 'Die Entstehung des mittelalterlichen Romans' einen Aufriß der gesamten, in europäischem Zusammenhang gesehenen frühmittelalterlichen Epik, immer unter dem Gesichtspunkt, wie weit antike Elemente, vorab der griechische Roman, in ihr wirksam geworden sind. Im übrigen bietet der erste Teil die kleineren und größeren Arbeiten, die sich mit dem Longinusspeer und der Gralsage beschäftigen, dazu die akademische Abhandlung über den Ursprung des Minnesanges und einen älteren Aufsatz über den mythischen und den geschichtlichen Walthar. Der zweite Teil, selbständig betitelt als 'Deutsche Sprache und Bildung während der Reformation und Renaissance', enthält durchweg Bekanntes: V. a. Aufsätze zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, von der Habilitationsschrift an, vor allem die Studien zur Handschriftenkunde und die Berichte über die Bibliotheks- und Forschungsreisen, auf denen sein großes Hauptwerk 'Vom Mittelalter zur Reformation' beruht. Einige einschlägige Buchbesprechungen kommen hinzu.

Es ist ja nicht das übliche, daß ein Gelehrter von Rang seine kleineren Arbeiten selber in einer sammelnden Ausgabe vorlegt; das pflegt eine Pflicht des Dankes und der Pietät zu sein, die gewöhnlich Freunde oder Schüler üben — Burdach selber hat ihr in jungen Jahren einmal genügt. Dennoch danken wir ihm für diese Gabe, die ihr volles persönliches und sachliches Recht hat. Auf den üblichen Sammlungen 'Kleiner Schriften', wie gerade wir Germanisten sie in einer ganzen Reihe klassischer Werke vortreiben können, liegt vielfach etwas Unbefriedigendes: das Einzelne zündet, das Ganze wirkt bruchstückhaft, zerfallend — wo man dem Gößen der Vollständigkeit huldigt, wohl auch ermüdend und verstaubt. Das mag nach Lage der Dinge natürlich sein, aber um so dankbarer nimmt man eine Sammlung entgegen, die aus einem Guß ist, die nicht nur in dem, was sie bietet, sondern auch darin, wie sie es

bietet, eine wissenschaftliche Persönlichkeit besonderer Artung in vollen, starken Tönen zu uns sprechen läßt. Diese Sammlung gibt, äußerlich wie innerlich, kein zufälliges Nebeneinander, sondern einen Organismus; sie wirkt wie eine wissenschaftliche Selbstbiographie und soll nach des Verfassers Absicht wohl auch etwas Ähnliches sein. V.s wissenschaftliche Laufbahn und Leistung ist an sich ja gekennzeichnet durch eine ungewöhnliche Gradlinigkeit und Stetigkeit der Entwicklung. Es ist das Eigene und eigentümlich Anziehende der vorliegenden Sammlung, wie sie mit Bewußtheit und Freude den organischen Zusammenhang, die Folgerichtigkeit des allseitig verzahnten wissenschaftlichen Werkes betont, dabei auch gelegentlich Breiten und Wiederholungen nicht scheuend, und wie sie dies Werk ableitet aus wissenschaftlichen und nationalpädagogischen Glaubenssätzen, als 'Richtlinien' bedeutsam an den Eingang gestellt sind. Und fast hat es etwas Humanistisches, wie hier eine ihrer selbst und ihrer wissenschaftlichen Sonderstellung bewußte Gelehrtenpersönlichkeit ihr Werk in seinen grundlegenden Bestandteilen abrundend überblickt und zu neuer Wirkung rüstet.

Das ist das persönliche Element, das dieser Sammlung kleiner Schriften ihren Reiz und ihr Recht gibt; ihr sachliches Verdienst liegt vielleicht zutiefst darin, daß sie, in einer Krisis wissenschaftlicher Methode ans Licht tretend, klar und entschieden Stellung nimmt und Wege weist. V. ist des öfteren angegangen gegen die 'Epidemie der Unsachlichkeit', die seit Jahren unseren Wissenschaftsbetrieb bedroht, aber nirgends geißelt er mit so harten Worten den 'spekulativen Subjektivismus, der heute die geschichtliche Forschung entnerven . . . möchte', wie in dem Vorwort dieser Sammlung, und nirgends verfißt er so nachdrücklich wie hier die Rechte und die Aussichten des verlästerten 'Historismus': 'Die wahren Ziele geschichtlicher Forschung liegen noch vor ihr, und die schönsten Ernten stehen noch aus'. Burdachs ist durch Amt und Leistung auf eine hohe Warte gestellt, und manchen Kreisen gilt er als Träger neuer Wissenschaftsziele und -formen; um so bedeutungsvoller, wenn er jetzt mit einer so stark bekenntnißhaften Sammlung seiner Schriften auf den Plan tritt, die seine Arbeitsformen und -ziele in ihrer Entwicklung überblicken lassen.

Burdachs gelehrtes Werk ist umstritten — wozu das hier bemängeln. Gerade bei wissenschaftlichen Naturen von ausgeprägter Eigenart pflegt das am meisten der Fall zu sein. Und begreiflicherweise wird einem gerade beim fortlaufenden Lesen dieser Sammlung das menschlich Bedingte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit fühlbar, dieser Lebensarbeit, die nur an einer Stelle etwas wie einen seelischen Sprung oder Widerspruch zu enthüllen scheint, da nämlich, wo es gilt, Burdachs inneres Mitgehen bei der sprachlichen Befreiungstat des jungen Goethe zu vereinen mit seiner Sinneigung zu den künstlichen Formen bewußt gepflegter Schriftsprache, die sein ganzes Interesse haben. Und zwar ein tief im Menschlichen verwurzelttes Interesse. Vielleicht darf man auch hier von humanistischen Zügen der Veranlagung sprechen, die immer wieder seinen Blick ziehen auf die Künste des Stils und der Rhetorik, die ihn immer wieder führen zu den antiken Einschlägen in unserer

kulturellen Entwicklung, die ihn am liebsten verweilen lassen in den Kreisen gesteigerter Bildung und verfeinerter, differenzierter Kultur, wie sie in alten Zeiten am besten in der Umgebung von Fürsten gedieh. Wenn Jacob Grimm sich am wohlsten fühlte bei den deutschen Bauern der Weistümer, wie Heusler einmal sagte, so Burdach bei ihren Antipoden, den Hofleuten, Gelehrten, Juristen, mag es sich um den humanistischen Kreis Karls IV. handeln oder um den Omayyadenhof in Cordova, mag er den Ruodlieb'dichter in höfische Luft versetzen oder den höfischen Beziehungen Walthers von der Vogelweide nachgehen. Von der Stufenfolge von Ständen und Schichten, innerhalb derer sich in wechselseitigem Austausch die kulturelle Entwicklung vollzieht, sind es im allgemeinen nur ganz bestimmte obere Lagen, die sein Interesse fesseln; und gerade in den Bezirken, in denen seine Arbeit sich ballt, in denen uns der Weg vom Mittelalter zur Reformation gewiesen werden soll, wird diese Schicht gefährlich schmal.

Aber mögen hier auch gewisse Grenzen liegen, mag manches an einem dünnen Faden hängen, der gelegentlich vielleicht ein wenig schwach ist für die literatur- und geistesgeschichtlichen Folgerungen, die an ihn geknüpft werden, unbestreitbar ist die Fruchtbarkeit der vergleichenden Betrachtung, die Burdachs Domäne ist, wobei der Vergleich ebenso verschiedene Kulturinhalte in dem Brennspiegel des Bildungsbegriffes zusammenfaßt, wie er die Weistümer der verschiedenen Nationen zu den Inhalten und der Ausbildung der Weltkultur zumal des Mittelalters nebeneinanderhält. Das schon einigermaßen schal gewordene wissenschaftliche Modewort der letzten Jahre heißt Synthese, Burdachs methodische Art scheint eher die Bezeichnung Synopse zu fordern: auch seine Betrachtung schlägt weite Bogen, auch sein Blick ist immer auf Kulturbewegungen im großen gerichtet, aber er gewinnt die zusammenfassende Deutung nicht durch luftiges Konstruieren, sondern durch zähe Erweiterung seines Blickfeldes, die neue Horizonte nicht bloß ahnt, sondern zu erobern trachtet. Vielleicht wirkt es heilsam, wenn in dem vorliegenden Generalbericht ein Gelehrter, der als Führer auf dem neuen Felde der Geisteswissenschaft gilt und den man wohl gelegentlich gegen eine veraltete Philologie ausgespielt hat, Rechenschaft davon ablegt, welche Wege gegangen sein wollen, ehe man geisteswissenschaftliche Synthesen gewinnt, wie sie vor allem Burdachs Buch über 'Deutsche Renaissance' bietet. Welches Maß von vielseitigster Lektüre verraten diese kleinen Schriften, welche Unermüdblichkeit im Bewältigen wissenschaftlicher Literatur, welche Unerbittlichkeit der Quellenforschung. Dieses Forschers Art ist nicht die seines Lehrers Wilhelm Scherer, der neugewonnene Bezirke mit schnellen Schritten zu durchheilen pflegte; wo Burdach seine Grenzen vorschiebt, geschieht es in einer vorsichtig schreitenden, jeden Fußbreit Bodens prüfenden, immer wieder verweilenden und allseitig Umschau haltenden Art. Die hohe, aber heute ins Gedränge geratende Gelehrtentugend, die im kleinsten Punkt die größte Kraft sammelt, bewährt er, wie wenige neben ihm, allem wissenschaftlichen Fernblick unbeschadet. Und der Mann, dem manche den Namen eines Philologen absprechen wollen, in guter oder auch in böser Meinung, zeigt eine philologische Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, die mit der Erweiterung und Vertiefung seiner Forschung und ihrer Ziele eher zu als ab-

genommen hat — vielleicht auch das irgendwie ein Ausfluß seines humanistischen Blutes. Gerade ein solches Gelehrtenwerk kann gegenwärtig seine Lehren geben, das bei allem frühen Drang zum Ganzen sich in der Rückschau doch den Titel 'Vorspiel' glaubt geben zu sollen, und das nachdrücklich die Erkenntnis predigt, wie weit und schwer gerade für den ernstesten Forscher der Weg zum Ganzen ist. Burdachs Vorspiel leitet präludierend die Buchreihe der 'Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte' ein, wie er vor einigen Jahren auch diese Zeitschrift selber eingeleitet hat, um die sich heute diejenigen Gelehrten sammeln, die den methodischen Wandel in der Richtung auf eine vertiefte und zusammenfassende Betrachtung der Erscheinungen des geistigen Lebens vertreten. Wir sehen ihn gern an diesem Platze. Denn wenn seine Arbeiten auf solche Weise als programmatisch für geistesgeschichtliche Forschung in Anspruch genommen werden, wozu ihre Horizonte und Perspektiven gewiß berechtigen, dann sollen sie in ihrer Erden schwere auch lehren, mit welchem Ballast geisteswissenschaftlicher Flug belastet sein darf oder sein muß.

Es ist ein abendliches Beginnen, wenn ein Autor, wie es hier geschieht, seine Schriften zusammenfaßt, und hie und da weht auch ein Hauch abendlicher Resignation wehmütig den Leser an. Aber dem zu Trotz wünschen wir, daß diese Sammlung von Burdachs kleinen Arbeiten erst eine vorläufige sein möge, und daß ein gnädiges Geschick es ihm vor allem vergönnen möge, das Hauptwerk seines Lebens noch zu runden.

Von Wenker zu Brede. Dem Herausgeber des 'Deutschen Sprachatlas' **Ferdinand Brede** zum siebzigsten Geburtstage von seinen Marburger Mitarbeitern. [Deutsche Dialektgeographie, Heft XXI.] Marburg 1933.

Dies Buch, das Brede zum 70. Geburtstag begrüßt hat, ist nun ein Abschiedsgruß geworden, und nachträglich will einem scheinen, als lag von vorn herein ein Hauch des Abschieds über ihm. Eine Schriftentafel macht den Schluß, vermehrt um ein Verzeichnis der 73 Dissertationen, die Brede angeregt hat. Er ist, wenn auch auf begrenztem Felde, der fruchtbarste Schülerebildner der letzten Generation gewesen, und nicht mit Unrecht pflegte er zu sagen, daß ein guter Teil seiner Lebensarbeit in den Büchern seiner Schüler stecke. Was dem genialen Wenker nicht vergönnt war, die Früchte seiner Sammelarbeit reifen zu sehen, dies Glück hat Brede erleben dürfen. Der Aufsatz, den Luise Berthold beige-steuert hat, 'Verstöße gegen die Lautgesetze und ihre Gründe. Aus der Werkstatt des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuches', läßt eine der Grundfragen aufleuchten, die Wenker sich gestellt und die Brede mit seinen Schülern weithin geklärt hat. Brede hat auch den Weg zu einer zweckmäßigen Publikationsform des Sprachatlases eröffnet, um die Wenker länger als ein Jahrzehnt mit unerhörter Mühsal gerungen hat, — der Aufsatz von Hans Kuhn, 'Spaltung und Ausgleich in der Entwicklung

der deutschen Mundarten in den 6 ersten Lieferungen des Deutschen Sprachatlases hat wohl die tiefere Absicht, dem Jubilar vor Augen zu führen, wie auch die verkürzte Ausgabe des Sprachatlases wissenschaftlich ausgeschöpft werden könne, ohne Rückgriff auf die Karten des Originals.

Am meisten fesselt das umfanglichste Stück des Heftes, Bernhard Martins Aufsatz 'Georg Wenkers Kampf um seinen Sprachatlas (1875—1889)', der erste Ansatz zu einer tiefer schürfenden Geschichte des Sprachatlases. Diese Geschichte ist aus den Quellen des Sprachatlas-Archivs geschöpft; aber die genügen nicht, um ein rundes Bild zu gewinnen. Man muß vielmehr die Akten der Preussischen Akademie der Wissenschaften hinzunehmen. Es ist nämlich so, daß das Preussische Kultusministerium bis zum Jahre 1886 kaum einen Schritt in Sachen des Sprachatlases getan hat, ohne zuvor die Meinung der Akademie einzuholen. Martin spricht mit Bitterkeit von der Akademie: 'Es ist zu bedauern, daß die Akademie, die andere Nationalwerke höchsten Ranges betreute, sich diesem Volkswerk versagt hat.' Dies Urteil läßt sich nicht halten, weil es auf halber Kenntnis beruht. Die Akademie hat von der ersten Stunde an die Bedeutung von Wenkers Arbeit erkannt und das Ministerium immer wieder zu ihrer Förderung ermuntert. Freilich entstand im Jahre 1882 ein Zwiespalt zwischen der Akademie und Wenker, aber auch er gibt keinen Grund, über die Haltung der Akademie abzuurteilen. Er hat nichts mit dem Werk an sich zu tun, sondern nur mit der Publikationsform; er konnte, die Sache von beiden Posten aus gesehen, kaum ausbleiben. Wenker hat mit einer Hingabe ohnegleichen an seinem Werke geschaffen; aber er täuschte sich über seine Dimensionen. Und wenn er mit der Herausgabe des 'Sprachatlases von Nord- und Mitteldeutschland' in 5 bis 6 Jahren fertig zu werden hoffte, so erinnert das an Jacob Grimm, der den Umfang des Deutschen Wörterbuches anfänglich auf 7 Bände bemaß und sie in 7 Jahren bewältigen wollte. Wenkers Denken ist immer auf Veröffentlichung und Abschluß — notfalls auch bruchstückhaften — gerichtet. Sehr begreiflich bei dem Schöpfer des Unternehmens, der wirken und ernten will. Aber er machte sich nicht klar, daß das Werk Notwendigkeiten und Maße in sich selber trug, die kein Gott verkürzen konnte. Es gab nur die Wahl: eine baldige Veröffentlichung, die die Riesensammlungen nur in ausgewählten Teilen hätte sprechen lassen können, — oder erschöpfende Arbeit, die dem Material zu seinem vollen Rechte verhalf; aber sie verlangte Geduld und Zeit und schob die Veröffentlichung in die Ferne. Beides zugleich ließ sich nicht erzwingen, auch nicht durch Wenkers schier unheimliche Arbeitskraft. Was die Akademie, das heißt in diesem Fall Müllenhoff, ihm zum Vorwurf machte, war die Eigenmächtigkeit und Übereiltheit der Ausgabe von 1881 (die nebenbei auch das Ministerium verschnipfte), und es war eine Übereiltheit. Müllenhoff schrieb in einem zornigen Gutachten vom 15. Juni 1882: 'Es ward dabei (d. h. bei der akademischen Unterstützung von Wenkers Stoffsammlung gegenüber dem Ministerium) angenommen, wie auch aus den Schlüßsätzen ihres (der Akademie) Gutachtens vom 25. April 1879 hinlänglich hervorgeht, daß es über die Verarbeitung und Veröffentlichung des gewonnenen Materials noch zu mannigfachen Erörterungen kommen würde und mußte, da wie vorauszusehen

dafür die Beihilfe des Staates in Anspruch genommen werden würde'. Was Müllenhoff bei diesen Erörterungen zu sagen gedachte, hat Martin selbst aus seinen Quellen feststellen können: 'Die Veröffentlichung im Buchhandel sollte auf die wichtigsten und wertvollsten sprachlichen Ergebnisse beschränkt werden, die detaillierte Ausführung in nur wenigen Exemplaren, durch Handzeichnung vervielfältigt, für speziellere Forschungen etwa in öffentlichen Bibliotheken entleihbar deponiert werden' (S. 23). Man sieht, das ist im Kern die Form, in der der Sprachatlas schließlich nach mancherlei Irrungen Gestalt gewonnen hat, eine Form, die vom Schöpfer des Werkes Verzicht verlangte, von der Sache aus gesehen aber doch wohl die richtige war. Diese Linie hat die Akademie festgehalten, auch nach Müllenhoffs Tod; Johannes Schmidt hat sie weiter verfolgt. Scherers Rat an Wenker, er möge die Akademie um Übernahme der Kosten angehen, war offenbar eine Extratour. Denn die Antwort der Akademie auf Wenkers Gesuch ist zwar von Scherer entworfen, aber anscheinend von Johannes Schmidt bestimmt. Sie ist nicht sehr freundlich im Ton, zugegeben. Aber (was bei Martin S. 26 nicht herauskommt) der springende Punkt ist doch wieder wie bei Müllenhoff, 'daß die Akademie sich nicht überzeugen kann, es seien ihre früheren Bedenken gegen die von Ihnen (Wenker) gewählte P u b l i c a t i o n s a r t durch den neuen, Ihrem Gesuche beigelegten Plan sämtlich beseitigt'. Wer die Akten kennt, kann nicht gelten lassen, daß die Akademie in dem kritischen Jahr 1882, als Wenker mit seinem nicht zu Ende gedachten Publikationsplan zum Scheitern kam, zu seiner Arbeit 'nur negativ Stellung genommen hat', ebensowenig, daß sie verständnislos 'Verkürzung und Einschränkung' gefordert hätte. Sie sah nur nüchtern als Wenker und begriff, daß für 'Verarbeitung und Veröffentlichung' (s. o. Müllenhoff) andere Formen gefunden werden mußten, als sie Wenker Anfang der achtziger Jahre vorschwebten. Die Akademie ist dem Sprachatlas niemals untreu geworden. Sie hat auch das entscheidende Wort gesprochen, als die Gießener Philologenversammlung 1885 die bekannte Eingabe an den Reichskanzler schickte. Denn das Reichsamt des Innern gab das Schriftstück an das Preussische Kultusministerium weiter, und der Minister von Gofler ersuchte die Akademie um ein Gutachten. Dies Gutachten vom 8. März 1886 ist so positiv wie möglich; Johannes Schmidt hat es entworfen. Es unterstreicht nochmals die 'mehrfach von der Akademie geäußerten Bedenken' gegen die Ausführbarkeit seines (Wenkers) Planes der Veröffentlichung, beantragt dann aber: 'Ew. Excellenz wolle beim hohen Reichsamte des Innern die Gewährung der erbetenen Unterstützung . . . auf das Nachdrücklichste befürworten unter den Bedingungen: 1. daß Herr Wenker seine Karten sämtlich handschriftlich in der Weise der gegenwärtig vorliegenden fertigstelle und nach Vollendung der letzten einer vom Reichsamte des Innern zu ernennenden Commission vorlege, die darüber zu entscheiden haben wird, welche derselben kartographisch und welche in Buchform zu veröffentlichen seien, unter Wahrung eines erschwinglichen Preises für die ganze Publication; 2. daß Herr Wenker, um das Unternehmen von etwaigen Zufällen, welche den einzelnen Leiter desselben treffen können, unabhängig zu machen, das schon gesammelte und das noch zu

sammelnde Material sowie die handschriftlichen Karten unmittelbar nach ihrer Vollendung als Staatseigenthum sicher stelle, etwa in der Form, daß er auf das Eigenthumsrecht verzichtet und sich nur den lebenslänglichen Gebrauch vorbehält. Auf diese Weise wird keine unnütze Arbeit gemacht, denn eine Übersicht des Materials . . . kann nur durch handschriftliche Eintragung desselben in die Karte gewonnen werden. Eine Abkürzung dieser Art der Verarbeitung des Materials hat die Akademie nie beabsichtigt. Werden dann sämtliche handschriftliche Karten der hiesigen königlichen Bibliothek überwiesen, so ist Jedem, dessen besondere Zwecke durch die etwa zu beschließende Verarbeitung des Kartenmaterials in Buchform nicht erfüllt werden, die kartographische Darstellung zugänglich, und der Wunsch des Herrn Wenker wird in nicht erheblich geringerem Maße erfüllt, als wenn durch Druck sämtlicher Karten ein seines Umfanges wegen schwer benutzbarer Atlas hergestellt würde, dessen Anschaffung seines hohen Preises wegen nicht einmal allen öffentlichen Bibliotheken, geschweige denn den germanistischen Seminarien, auf welche Herr Wenker hofft, möglich sein würde.' Man lese bei Martin S. 30 ff. nach, welche praktischen Folgen die Eingabe der Philologenversammlung hatte, und man wird finden, daß es im wesentlichen auf eine Erfüllung dieser Vorschläge der Akademie hinausgelaufen ist.

Die Akademie urteilte über den Sprachatlas aus einem Abstand, wie ihn Wenker nicht haben konnte. Es ist verständlich, wenn Wenker damals der Unmut packte, daß er seine Publikationswünsche nicht durchsetzen konnte. Aber es ist nicht gerechtfertigt, heute der Akademie vorzuhalten, daß sie sich einem Werke 'versagt' habe, das zu guten Teilen dank ihrem Zutun in der ihm innewohnenden Form verwirklicht worden ist.